

7 Lebensgestaltung: Aushandlung des scheinbar Unspektakulären

The relocation of lifestyle migrants can broadly be defined as indicative of a fundamental change in lifestyle, signifying a break, a contrast, a turning point, and a new beginning. In this respect, the decision to migrate is a lifestyle choice (Benson/O'Reilly 2009: 616).

Der Lebensstil als Lebensweise ist konzeptionell mit Konsum und der Vorstellung verbunden, dass Menschen heute weniger in ständische und familiäre soziale Strukturen eingebunden sind und daher mehr Wahlmöglichkeiten haben. Im Rahmen des Lebensstils verhandeln Menschen in ihrem Alltag ihr individuelles Selbst und ihre Identität und stellen diese nach außen dar. Dabei geht es nicht nur darum, wer sie als Angehörige einer bestimmten sozialen Schicht sind, sondern auch, wer sie als Individuen sein wollen (Benson/O'Reilly 2009: 616; Habeck 2019b: 9).

Kritik an diesem Ansatz stammt daher, dass Menschen trotz Wahlfreiheit vermehrt nach den gleichen Gütern streben, was auf den Einfluss von zugrundeliegenden sozialen Strukturen hinweist (Benson/O'Reilly 2009: 616). Der Habitus einer Person (Bourdieu 2021 [1979]), insbesondere deren symbolisches Kapital – Bildung, kulturelles und soziales Kapital –, beeinflussen nicht nur die Entscheidung zur Migration, sondern auch die Lebensführung davor und danach. »*They bring with them skills, expectations, and aspirations from their lives before migration. Their lifestyle choices thus remain mediated by their habitus, and framed by their levels of symbolic capital*« (Benson/O'Reilly 2009: 618). Bourdieus Konzept bleibt jedoch zu deterministisch und lässt zu wenig Raum für wahrhaftig individuelle Wahlmöglichkeiten (Benson/O'Reilly 2009: 617). Im Kontrast dazu steht bei Giddens (1991) die Selbstreflexion im Vordergrund, welche den Lebensstil als Ausdruck der Selbstidentität postuliert, ohne soziale Strukturen außen vor zu lassen. Die sozialen Strukturen bilden den Rahmen, in welchem spezifische Entscheidungen zu einer Möglichkeit werden, während andere nicht zur Auswahl stehen – oder auf Kosten anderer Möglichkeiten nicht gewählt werden (Habeck 2019a: 424).

Lebensstilmigration ist vermehrt mit sozialen anstatt rein ökonomischen Migrationsmotiven verbunden, wie in Kapitel 5 deutlich wurde. Entsprechend ist die Suche nach immateriellen Werten und der Verbesserung des Lebensstils abseits von finanziellem

Gewinn ein wichtiger Aspekt. Dies zeigt sich in der Suche nach einem erfüllten, authentischen und teilweise simpleren Leben (Benson/O'Reilly 2016: 1–6). Viele der Wahlmöglichkeiten zeigen sich aber auch im Konsumverhalten; insbesondere im Hinblick auf die Kategorisierung der Teilnehmenden als Lebensstilmigrant*innen gilt es daher, das dieser Migration inhärente (finanzielle) Privileg zu erwähnen. »*Lifestyle migration [...] relates specifically to the relative economic privilege of individuals in the developed world*« (Benson/O'Reilly 2009: 620). Das ökonomische Kapital und die damit einhergehenden Wahlmöglichkeiten meiner Interviewpartner*innen unterscheiden sich teilweise deutlich von anderen Formen der Migration. Damit einher gehen eine andere Reflexivität und ein Umgang mit Konsum an sich. Hier lässt sich erneut die Brücke schlagen zu den Sinus-Milieus (Barth/Flaig/Schäuble 2023). Bei Themen, wo bestimmte Tendenzen sichtbar werden, erfolgt entsprechend eine Einordnung von Teilnehmenden in bestimmte Milieus, auf die ich am Ende des Kapitels zurückkomme.

Darüber hinaus gilt es, die Alltäglichkeit abzubilden, welche auf den ersten Blick trivial erscheint, jedoch einen wichtigen Gegenpol zu einer reduktionistischen migrantisches Linse darstellt – und teilweise gesuchte Simplizität verdeutlicht. Insbesondere in diesem Kapitel sollen die individuellen Lebensentwürfe der Teilnehmenden thematisiert werden, welche sich nicht dauerhaft auf ihre nationale und migrantische Identität beziehen.

Genauso wenig wie die Migration ins Nachbarland die erste und letzte Station auf dem Lebensweg der Teilnehmenden darstellt, beschränkt sich ihr Leben nur auf das Ziel- oder das Heimatland. Durch die Nähe zwischen beiden Ländern und die heutige Technologie sind die Teilnehmenden durchweg mobiler und können ihr Leben zwischen beiden Welten, oder besser, in beiden Welten, gestalten: »*Ich habe das auch geschafft, sie zu vermischen, diese zwei Welten*« (Annemarie, 37/CH). Einflüsse und Aspekte beider Länder existieren miteinander und ergänzen sich in unterschiedlicher Weise in den Biographien der Teilnehmenden.

Wichtiger Teil der aktiven Gestaltung des täglichen Lebens sind Formen von »*home-making*« (Boccagni 2023b) und »*place-making*« (Cresswell 2011: 6–8; Gieryn 2000). Dies kann sich auf die Wahl und Gestaltung des eigenen Wohnraumes, der Nachbarschaft, des Wohnortes oder der Region beziehen. Entsprechend werden diese Prozesse in der Suche nach einem Zuhause, im Alltag und der Freizeitgestaltung wie auch in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen sichtbar, welche in diesem Kapitel betrachtet werden. Neben der aktiven Gestaltung eines physischen Ortes zeigt sich dies auch in einem »*sense of place*« (Agnew 1987) als subjektive und emotionale Bindung an einen Ort. *Place* wird dabei nicht lediglich als physische Lokalität definiert, sondern als »*the geographical context or locality in which agency interpellates social structure*« (Agnew 1987: 43). Dieser Aspekt wird vermehrt im folgenden Kapitel zur Zugehörigkeit thematisiert.

In den vorherigen Kapiteln wurden bereits einige Punkte angesprochen, welche Deutschland und die Schweiz bzw. spezifische Regionen und Orte lebenswert machen. Insbesondere die Migration an bestimmte Orte hängt eng mit der Lebensgestaltung dort zusammen. In diesem Kapitel betrachte ich als erstes die Wohnsituation meiner Teilnehmenden. Durch die Betrachtung der gegenwärtigen Wohnsituation sowie früherer Wohnarrangements und der Suche nach einem permanenten Zuhause können bestimmte Präferenzen sichtbar gemacht werden. In einem zweiten Teil geht es um die

alltägliche Lebensführung und die Teilnahme am gesellschaftlichen und kulturellen Leben im Zielland. Ein weiterer Aspekt ist das Leben mit Kindern, welches Eltern zwingt, sich mit ihren eigenen Ideen und Idealen der Lebensgestaltung auseinanderzusetzen. Der vierte Teil steht vermehrt im Kontext der Migration, indem die Auseinandersetzung mit dem Heimatland beleuchtet wird. Viele dieser Aspekte kulminieren in einer gesamtgesellschaftlichen Zufriedenheit – teilweise auch Unzufriedenheit –, welcher ich im letzten Teil auf den Grund gehe.

7.1 Wohnsituation: Mehr als nur ein Dach über dem Kopf

Lage, Verkehrslage, schnell am Arbeitsplatz, schnell am Hauptbahnhof und Flughafen, gute Anbindung mit den öffentlichen Verkehrsmitteln. Was wichtig ist mit Kindern, dass sie rund um die Uhr nachher als Jugendliche heim kommen; Freitag, Samstag in die Stadt rein und trotzdem sicher nach Hause kommen können. Unfassbar, dieser Vorteil, ich kann ihn gar nicht in Worte fassen, sozusagen, weil man es erlebt haben muss, um es nachzuvollziehen, was es heißt, wenn man als junger Mensch 24 Stunden am Tag nach Hause fahren kann. Und morgens um vier noch einen Zug nehmen und man kommt sicher heim, ohne dass man sich irgendwie Sorgen machen muss. Geringe Kriminalität, hohe Sicherheit, saubere Luft, sauberes Wasser, man kann das Fenster offen halten, Wasser aus dem [Wasser-]Hahn trinken. [...] Man kann abends rausgehen, eigentlich auch als Frau mehr oder weniger sicher [...]. Und das ist natürlich für Jugendliche, für eine Familie mit jungen Kindern, extrem wichtig. Und ich glaube, das ist etwas, wo so eine Agglomeration Hamburg wirklich auch im weltweiten Vergleich ganz, ganz weit oben steht, was so Angebote an öffentlichen Leistungen, aber dann eben auch im Vergleich zur Bewegungsfreiheit, auszeichnet (Thomas, 62/CH).

2021 lebten rund drei Viertel der Schweizer Bevölkerung in städtischen Gebieten, in Deutschland sind es mit 77,5 % nur geringfügig mehr (Statista 2022f; Schweizerischer Städteverband/Bundesamt für Statistik 2021). Auch die Mehrheit der von mir befragten Personen wohnt in urbanen Räumen. Städte bieten für viele einen attraktiven Lebensraum – mit vielfältiger sozialer und kultureller Infrastruktur sowie einem breiten Arbeitsmarkt. Gleichzeitig bringen Urbanisierung und Reurbanisierung gerade in Großstädten wie Berlin und Hamburg Entwicklungen wie Gentrifizierung und soziale Stratifikation mit sich. Diese erfordern oft eine pragmatische Einschätzung der eigenen finanziellen Möglichkeiten: »Ich glaube, in Hamburg ist das Wohnen auch eine Vernunftssache, was man sich am Ende leisten kann« (Annemarie, 37/CH).

Bei der Wahl des Wohnorts, der Nachbarschaft und der eigenen Bleibe geht es letztlich darum, möglichst viele positiv bewertete Eigenschaften zu vereinen und negative zu vermeiden. Diese Einschätzung ist subjektiv und zugleich relativ. In ihrer Dissertation zu den Mechanismen von Ressentiments stellt die Soziologin Katja Salomo (2021: 51) fest, dass Anwohner*innen ihren eigenen Stand und ihr Ansehen in der Nachbarschaft sowohl mit den Nachbarn als auch mit idealisierten Bedingungen vergleichen und daraus eine relative Deprivation feststellen können. »If they judge their own environment to fall short of a more or less imagined ideal, the realization can evoke feelings of being disadvantaged against a perceived majority« (Salomo 2021: 51). Die Einschätzung stammt von der eigenen Wahr-

nehmung lokaler Bedingungen der Wohngegend. Die Anwesenheit von Migrant*innen verstärkt z.B. das Gefühl von Ressourcenmangel und die Wahrnehmung des Umfeldes als schlechte Wohngegend (Salomo 2021: 74). Wie Teilnehmende ihre eigene Wohnsituation beurteilen, hängt daher erneut von einer Kombination aus strukturellen Bedingungen und individuellen Präferenzen ab.

Insbesondere die fehlende Erfahrung am Zielort erschwert jedoch die Evaluierung von passenden Wohnverhältnissen: »Wenn man eine Gesellschaft nicht ganz versteht, dann findet man auch nicht das passende Wohnquartier so einfach. Ich wüsste jetzt, wo ich in Berlin wohnen müsste, um bestimmten Dingen zu entgehen, die mir zuwider sind« (Ida, 50/DE). Ida und ihre Familie kauften ein Haus in einer bürgerlichen Gegend, nur um festzustellen, dass ihr Verständnis von Bürgerlichkeit auf die Schweiz nicht anwendbar ist. Es handelte sich um ein wohlhabendes Wohnquartier mit Einfamilienhäusern, das auf den ersten Blick ihren eigenen Vorstellungen entsprach. Erst durch persönliche Erfahrungen lernte Ida, dass die Weltsicht der Anwohner*innen sich sehr von ihren eigenen Werten unterschied. Auch Susann beschreibt ihren Berliner Stadtteil als bürgerlich, allerdings erkennt man hier den deutlich positiveren Unterton: »Es ist immer noch bürgerlich, es hat viele Altbauten, es hat viele Bäume, [...] es hat Restaurants, es ist einfach so eine durchmischte Wohn- und Geschäftsgegend« (Susann, 49/CH).

Mit einem längeren Aufenthalt im Land und spezifisch in einer Wohngegend steigt die eigene Kompetenz. Einen Vorteil haben daher Teilnehmende mit bereits bestehenden Netzwerken, z.B. diejenigen mit einem bereits ansässigen Partner: »[Mein Mann] war schon in dieser Ecke und kannte Hamburg auch schon. Er hat bewusst in dieser Ecke was gesucht. [...] Ich habe mich dann auch hier bewegt und meinte wirklich: wenn du hier eine Wohnung findest, dann komm ich nach Hamburg« (Sonja, 55/CH). Sonjas Sicht von Hamburg wurde auf diese Art von Anbeginn positiv gefärbt. Die Wohnsituation ist ein essenzieller Faktor in der Erfahrung der eigenen Lebenswelt, welcher sich wie bei Sonja auf die Migrationsentscheidung, aber auch längerfristig auf die Wahrnehmung des Ziellandes und die Entscheidung zum Bleiben oder Gehen auswirkt.

7.1.1 Der Übergang von kurzfristigen Lösungen zum langfristigen Heim

Ich muss ja irgendeine Bude haben (Stefan, 52/DE).

Jeder Aufenthalt im Zielland setzt gewisse Grundlagen voraus, eine Unterkunft ist eine davon. Aufgrund kurzer Planungs- und Vorbereitungszeiten sind viele Teilnehmende nicht in der Lage den Wohnungsmarkt des Ziellandes so weit zu erforschen, als dass sie auf Anhieb eine langfristige Bleibe finden würden. Oftmals werden bestimmte Aspekte priorisiert, so z.B. der Arbeitsweg, welcher bestimmt, welches Umfeld in Frage kommt.

Insbesondere Arbeitnehmer*innen, welche ins Zielland vermittelt wurden, erhielten oft eine zeitweilige Unterkunft in einer Wohngemeinschaft mit anderen Mitarbeitenden. Diese Wohnungen waren auf die Arbeit abgestimmt, sie waren entsprechend nah am Arbeitsort oder gut an den (öffentlichen) Verkehr angebunden. Remo gelangte dank der Vermittlung seiner Firma an eine Wohnung für die Anfangszeit: »Der Mietvertrag läuft sechs Monate und wird dann immer um einen Monat verlängert und man kann ihn gegenseitig kündigen. Das ist eigentlich eine Monteurwohnung, die ich habe« (Remo, 27/CH).

Für die Anfangszeit gibt es diverse Lösungen, welche mehr oder weniger langfristige Perspektiven beinhalten: Monteurzimmer bieten für Mitarbeitende einer Firma den Ausgangspunkt zu permanenteren Wohnsituationen. Die Zimmer oder Wohnungen sind möbliert, jedoch eher auf das nötigste reduziert. Diese Unterkünfte sind entsprechend gute Lösungen für Teilnehmende, welche keinen eigenen oder nur einen geringen Hausrat besitzen. Nikolas, der die erste Zeit im Hotel verbrachte, wählte die gehobenere Variante der temporären Unterkunft. Als längerfristige Lösung sind Zimmer in Wohngemeinschaften beliebt, welche mitunter möbliert vermietet werden und als sozialer Anknüpfungspunkt dienen können. Stephanie hat während ihres Aufenthaltes ihre Wohnung in der Schweiz untervermietet und zog ohne Hausrat nach Hamburg. Sie wollte ihre Unterkunft nicht mit anderen teilen und suchte eine Wohnung: *»Ich habe einfach auf diesen Plattformen gesucht, die möblierte Wohnungen vermieten«* (Stephanie, 55/CH). Migrant*innen, welche ohne Hausrat ins Ausland gehen, sind oft sehr flexibel und mobil, jedoch auch auf temporäre und möblierte Angebote angewiesen. Einige Teilnehmende holten ihren Hausrat, und manchmal auch den Partner oder die Partnerin, zu einem späteren Zeitpunkt nach, während andere direkt mit all ihren Besitztümern migrierten. Mit diesem Schritt ging meist auch die Entscheidung zu einer etwas permanenteren Unterkunft einher.

Da viele der Teilnehmenden in jüngeren Jahren ins Nachbarland gezogen sind, haben sich ihre Bedürfnisse im Laufe der Zeit meist deutlich verändert. Jüngere Interviewpartner*innen lebten eher in Wohngemeinschaften, während ältere Personen oder solche mit Familie andere Prioritäten setzten. **Maja** etwa zog im Alter von 31 Jahren in die Schweiz und entschied sich damals bewusst für eine Wohnung in zentraler Lage, da ihr Flexibilität und Komfort wichtig waren. Sechs Jahre später ist die Biologin mit dem ursprünglichen Anlass ihrer Migration verheiratet und blickt mit veränderten Perspektiven auf ihre Wohnsituation zurück: *»Als junger Mensch hast du dann vielleicht auch noch andere Kriterien als irgendwann, wenn man 30 aufwärts ist«* (Maja, 37/DE). Bei einem längeren Aufenthalt passen sich die Wohnverhältnisse den neuen Lebensphasen an. Für Maja hat das einen Umzug zur Folge, da die zuvor geschätzte Nähe zum Bahnhof sie inzwischen vor allem mit erheblichem Lärm belastet.

Gleichzeitig zeigen die Beispiele anderer Teilnehmender, dass sich Wohnbedürfnisse je nach Lebensphase und Alltagspraxis sehr unterschiedlich entwickeln können. Für manche, wie Henning, genügt eine funktionale und unkomplizierte Unterkunft: *»Zurzeit bin ich zufrieden. Ich bin die ganze Woche arbeiten, komme hierher, duschen, essen, schlafen. Ich brauche hier keine Luxusvilla für 3000 Franken«* (Henning, 53/DE). Die Mehrheit sucht jedoch nach einem Wohnort, der mehr als die reine Grundausstattung bietet, da die eigene Wohnung für viele unmittelbar mit ihrem Gefühl von Lebensqualität verbunden ist. Wie dies konkret aussieht, hängt auch mit den vorigen Wohnerfahrungen zusammen: *»Das war eine Gegend, von der man hier [in der Ostschweiz] wahrscheinlich sagen würde, es wäre »Ghetto«* (Lilli, 31/DE). Für Lilli wirkte die Gegend jedoch, gerade im Vergleich zu ihrem früheren Wohnort in Deutschland, nicht schäbig oder heruntergekommen. Ihre Bedürfnisse wurden in einer Gegend abgedeckt, welche für Einheimische vielleicht niemals in Frage gekommen wären.

7.1.2 Bewusste Suche nach dem perfekten Zuhause

Das war einfach Glück. Aber was jetzt hier den Kiez ausmacht, ist das viele Grün. Es ist voller Bäume, der Park ist direkt in der Nähe zum Joggen und Spazieren. Ein bisschen Natur, es gibt keine Hochhäuser, es ist kein anonymer Betrieb (Adrian, 60/CH).

Das eigene Zuhause wird bei einem längeren Aufenthalt im Zielland eine zentrale Lokalität und sollte als solche in ein Umfeld eingebettet sein, was den eigenen Bedürfnissen entspricht. Manche Teilnehmenden hatten wie Adrian Glück auf der Suche in bestimmten Stadtteilen, andere landeten per Zufall in einem passenden Stadtteil und wieder andere verbrachten viel Zeit damit, die richtige Wohnung und den richtigen Stadtteil ausfindig zu machen. Adrian nennt drei Aspekte, welche für viele Teilnehmende ein gutes Wohnumfeld ausmachen: die Nähe zur Natur, eine gewisse menschliche Nähe und ein menschenfreundliches Design.

Eimsbüttel, Ottensen, Winterhude und St. Pauli sind die vier Stadtteile in Hamburg, in denen die meisten Schweizer*innen wohnhaft sind (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2018: 2). Damit wohnen Schweizer*innen mit Vorliebe in allgemein sehr beliebten, als lebenswert und lebhaft angesehenen Stadtteilen. Damit wird aber auch das ökonomische Privileg offensichtlich, dass sich Schweizer Migrant*innen das Leben in diesen Stadtteilen leisten können. Eine ähnliche Statistik von Schweizer*innen in Berlin fehlt leider, viele Teilnehmende wohnten jedoch auch da in relativ beliebten Ortsteilen wie Charlottenburg, Steglitz, Pankow oder Tempelhof.

Obwohl oder vielleicht gerade weil die Mehrheit der Schweizer Teilnehmenden in Berlin und Hamburg wohnt, fällt bei der Beschreibung der Wohnsituation oft der idealisierte Begriff des Dorfes: »Die spezielle Situation hier quasi wie in einem Dorf zu leben« (Sonja, 55/CH). Dies bezieht sich meist nicht auf die gesamte Stadt, sondern auf den Stadtteil. Bei Sonja waren es erst die persönlichen Verbindungen und Freundschaften in ihrer Nachbarschaft, welche im Kontrast stehen zu der Anonymität, welche sie in der Stadt Hamburg verspürt. Während sie die Anonymität der Stadt zeitweilig begrüßt, sollte ihr Wohnumfeld intimere Beziehungen zulassen: »Wenn man auf dem Balkon sitzt, hier wohnen ja noch Schweizer an der Ecke, dann sitzt man draußen, sie laufen vorbei und pfeifen die Schweizer Hymne da unten, dann sagt man denen ›ja, kommt hoch, es gibt Kaffee‹. Das kommt mir vor wie Zuhause« (Sonja, 55/CH). Der Bezug zur Schweiz ist für Sonja ein Bonus, im Vordergrund stehen jedoch die sozialen Beziehungen: Im Dorf kennt man die Nachbarn noch persönlich, trifft sich zufällig auf der Straße und kann spontan zusammen Kaffee trinken.

Ein weiterer Aspekt des Dorfes ist die Fußgängerfreundlichkeit und die Fahrrad-eignung. Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten – Restaurants, Theater, Kinos, Sportmöglichkeiten – und die Arbeit kann Sonja zu Fuß oder mit dem Fahrrad erreichen. Auch der Weg in die Natur, in Form der Elbe und Parks, dauert zu Fuß nicht länger als eine Viertelstunde. Sonja muss wie viele Teilnehmende ihr »Dorf« im Alltag selten verlassen, um all ihre Bedürfnisse abzudecken. Gleichzeitig wird offensichtlich, dass Berlin und Hamburg weit mehr bieten können als ein Dorf: »Das ist ja auch das tolle an diesem Stadtteil, ich muss nicht ins Auto sitzen und irgendwo hinfahren, um einzukaufen. Das muss ich zum Beispiel, wenn ich im Dorf bin, da gibt es keinen Laden oder nur einen kleinen« (Jessica, 70/CH).

Einen anderen Aspekt des Dorfes sieht man bei Annemarie, welche den ländlichen Charakter ihres Wohnumfeldes in Hamburg betont: »*Es ist ruhig, es ist irgendwie so in Anführungszeichen ländlich, aber man ist in einer Viertelstunde mitten in der Stadt*« (Annemarie, 37/CH). Ruhe ist ein wichtiger Faktor für die Mehrheit der Teilnehmenden, da ihr Zuhause einen Rückzugsort darstellt. »*Es ist eher etwas langweilig, aber angenehm zum Wohnen*« (Anna, 55/CH). Annas Wohngegend in Berlin ist für sie fast zu ruhig, trotzdem schätzt sie die direkte Umgebung mit angenehmen Nachbar*innen und einer guten Mischung aus alten und neuen Bewohner*innen. Die meisten Teilnehmenden suchen in ihrer direkten Nachbarschaft nach einer gewissen Intimität, einer Überschaubarkeit, was sie mit den Begriffen Dorf und Land verbinden. Auch Teilnehmende in Berlin relativierten die Größe ihres Wohnortes: »*Man hat einfach beides. Es ist Großstadt, aber es ist gleichzeitig nicht Manhattan*« (Adrian, 60/CH). In der Stadt profitieren sie von der guten Infrastruktur, welcher sie sich zeitweise aussetzen können, nur um dann wieder in ihren geschützten Raum zurückzukehren. Letztlich geht es darum, die Annehmlichkeiten der großen Stadt mit einer dörflichen Atmosphäre zu koppeln.

Die meisten Teilnehmenden haben klare Präferenzen, in welchen Stadtteilen sie wohnen würden, und welche für sie nicht in Frage kommen. Für viele ist die Nähe zur Innenstadt bzw. die Erreichbarkeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln zentral. Je nach eigenen Prioritäten verzichten Teilnehmende jedoch auf bestimmte Annehmlichkeiten: »*Ich finde da fast alles, was ich brauche; es gibt einen Markt und du hast vor allem Wald und Natur. Es ist ein gutes Gebiet und ich hatte einfach Glück mit meiner Wohnung, dass im Moment alle, die da wohnen, sehr ruhig sind*« (Alice, 59/CH). Ruhe und Naturnähe – Wald und Wiesen und nicht nur ein Park – waren für Alice die oberste Priorität, wofür sie andere Nachteile in Kauf nimmt. Alice wohnt weit vom Stadtzentrum entfernt und ist abhängig von der in Hamburg nicht immer zuverlässigen S-Bahn. Nina wiederum wohnt in einem Wohnviertel, welches für sie und ihre Familie perfekt geeignet ist. Die Nachbarschaft bildet eine Gemeinschaft von Familien, welche viele gemeinsame Aktivitäten unternimmt. Trotzdem fehlt etwas: »*Es fehlen ein bisschen gemütliche Orte, Cafés und Orte mit Charme. Hier sind vorwiegend Büros und Einkaufsmöglichkeiten*« (Nina, 39/CH). Bei Teilnehmenden mit Familie wird die soziale Einbindung umso wichtiger, wenn es um die Betreuung der nächsten Generation geht. »*Ja, meine Kinder, die wohnen nicht weit weg von uns, so zehn Minuten, was ja auch praktisch ist für die Betreuung der Enkelkinder*« (Jessica, 70/CH). Auch Betreuungsangebote und Schulen spielen eine zentrale Rolle und haben für viele Familien letztlich mehr Gewicht als die Nähe zum Stadtzentrum.

Auch die deutschen Teilnehmenden schätzen ähnliche Werte: Ruhe, Naturnähe und eine gute Infrastruktur. Aufgrund der unterschiedlichen Größen der Städte beziehen sich diese Präferenzen jedoch seltener auf Stadtteile. Was in Berlin oder Hamburg ein Viertel ist, entspricht in der Schweiz meist einem Dorf oder einer Kleinstadt. In Zürich, wo die meisten Deutschen leben, zeigt sich dies besonders deutlich: Von den 16 Teilnehmenden aus dem Großraum Zürich wohnen nur vier in der Stadt selbst, die übrigen im Kanton. Während die Städter*innen ihren Stadtteil beschreiben, sprechen die anderen über ihr Dorf oder ihre Kleinstadt. Die Agglomeration rund um Zürich bietet ähnliche Vorteile wie städtische Wohnviertel: urbane Infrastruktur bei zugleich ruhigem, familiärem Umfeld.

Die Mehrheit der Deutschen Teilnehmenden wohnt in Dörfern oder kleinen Städten¹. Sie finden dort alles für das alltägliche Leben Notwendige: »Die Infrastruktur ist alles da, von der Schule zum Bahnhof« (Benedikt, 40/DE). Einige Teilnehmende in kleineren Dörfern müssen für bestimmte Erledigungen in ein wenige Minuten entferntes Nachbardorf. Einen großen Unterschied gibt es: während in Hamburg und Berlin öffentliche Verkehrsmittel dominieren, nutzen die meisten Teilnehmenden in der Schweiz das Auto. Entsprechend negativ fällt der tägliche Pendelverkehr u.a. zwischen Zürich und der umliegenden Agglomeration auf. Der kurze Weg von zuhause zur Arbeit wird so je nach Tageszeit verdoppelt. »Bis vor einem Jahr würde ich sagen habe ich 15 Minuten zur Arbeit gebraucht, inzwischen brauche ich 25, am Abend 35 zurück, weil der Verkehr einfach massiv zugenommen hat« (Lisa, 33/DE). Bei Luisa ist der Unterschied noch größer: Ihr Arbeitsweg von knapp 40 Kilometern dauert je nach Verkehrslage zwischen 25 und 65 Minuten. Paul hat einen ebenso langen Arbeitsweg nach Zürich, welcher ihn jeden Tag zwei Stunden kostet. Für ihn ist dies ein Grund, in naher Zukunft eine Wohnung näher am Arbeitsort zu finden.

Eine gewisse Affinität zum Auto kann man den deutschen Teilnehmenden zugestehen. Zwar gibt es auch andere Unterschiede – Familien in ländlichen Gegenden haben eher ein Auto als Singles in der Stadt – trotzdem scheinen die deutschen Teilnehmenden schneller zum Auto als Transportmittel zu greifen². Dadurch eröffnen sich auch ländliche Wohnorte mit geringer Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel. Luisas Arbeitsweg würde mit den öffentlichen Verkehrsmitteln noch länger dauern, da ihr Wohnort mit 4000 Einwohner*innen schlecht mit ihrem Arbeitsort verbunden ist.

Bisher ging es vermehrt um den Zugang zu Infrastruktur, welche jedoch ohne das passende soziale Umfeld nicht überzeugen kann. Teilnehmende, welche sich Hamburg oder Berlin als Wohnort ausgesucht haben, identifizieren sich bis zu einem gewissen Grad mit der Offenheit und Diversität, welche die beiden Städte ausmacht. »Dieses gemischt Interkulturelle, das passt auch zu uns. Wir sind ja selbst zugezogen und reden anders und kochen andere Gerichte, dann passen wir hierher« (Annemarie, 37/CH). Gleichzeitig werden bürgerliche Ideale negativ als starr und eingebildet bewertet, was sich wiederum in der Wahl spezifischer Stadtteile niederschlägt. Obwohl Sonja, welche selbst studiert hat, nicht der Kategorie der Arbeiter*innen zugeordnet werden kann, fühlt sie sich eher deren Werten und Normen zugehörig: »Ich glaube, die sind schon etwas lockerer drauf, nicht so etepetete. Also das war ja früher auch ein Arbeiterviertel« (Sonja, 55/CH).

In der Schweiz gibt es sicherlich auch Ortsteile, welche liberaler oder konservativer sind, meist werden die Unterschiede aber erst regional sichtbar. Vor diesem Hintergrund sieht Ida in Zukunft nur einen Umzug in andere Teile der Schweiz als sinnvolle Möglichkeit, um aus ihrem konservativen Umfeld in der Ostschweiz auszubrechen. Idealerweise

1 Eine Gemeinde gilt in der Schweiz ab 10.000 Einwohner*innen als Stadt, Ausnahme sind Ortschaften mit historischem Stadtrecht.

2 Die Relevanz des Autos sieht man auch beim Umzug des Haushaltes, in diversen Narrativen deutscher Teilnehmender wird das eigene Auto explizit als Transportmittel erwähnt. Das Ummelden des eigenen Autos ist zudem regelmäßig Thema in der Facebookgruppe, während dies bei den Stammtischen des Schweizer Vereins in Hamburg nicht thematisiert wurde.

möchte sie in die Westschweiz ziehen: »Einfach in eine Gegend, die etwas liberaler, offener, freigeistiger ist« (Ida, 50/DE). Auf politischer Ebene zeigt sich ein eindeutiges Bild: In ihrem Viertel sind Mitglieder der FDP, der CVP (neu: »Die Mitte«) und der SVP vertreten. Ida als SP-Mitglied ist die einzige Vertreterin linker Parteien.

Bei Teilnehmenden mit Kindern oder einem Kinderwunsch zeigt sich dahingehend ein Unterschied, dass von Schweizer Teilnehmenden die Diversität und Multikulturalität vermehrt positiv erwähnt wird, während dies bei den deutschen Teilnehmenden teils negativ gewertet wird. Bei beiden Gruppen ist die Schule u.a. ein sicherer Schulweg und die Qualität der Schule, ein wichtiges Kriterium bei der Auswahl des Wohnortes. In Berlin und Hamburg haben Eltern jedoch eine gewisse Wahlmöglichkeit bei den Schulen, während dies in der Schweiz durch den Wohnort bestimmt wird – und damit weitreichende Konsequenzen für die Bildung der Kinder hat. Gerade in kleineren Orten in der Schweiz gibt es zudem oftmals nur eine Schule. »Auch unter der Voraussetzung, weil ich nicht wollte, dass mein Sohn in diesem Ort zur Schule geht oder in den Kindergarten kommt, mit einem Ausländeranteil von 98 %³, nicht dem schönen Ausländeranteil«. Lisa sah daher keine andere Option als zwei Ortschaften weiterzuziehen. Was Lisa impliziert, spricht Luisa klar aus:

Die Antwort ist relativ traurig. Bei uns im Dorf ist der Ausländeranteil tatsächlich sehr hoch, allerdings nicht der Ausländeranteil der deutschsprachigen Einwohner, sondern der Balkanmenschen, um es so zu sagen. Und der Gedanke dahinter ist einfach, wenn wir an die Familienplanung gehen, dass unsere Kinder Deutsch sprechen (Luisa, 31/DE).

Während Lisa mit ihrer Familie bereits umgezogen ist, plant Luisa den Umzug in das sieben Kilometer entfernte Nachbarsdorf noch. Auch Ida zog mit ihrer Familie aufgrund eines hohen Ausländeranteils um, allerdings aufgrund des sozialen Drucks aus ihrem Umfeld.

Wir wohnten unten erst in der Stadt mit den Kindern, mitten in der Altstadt von St. Gallen, also direkt am Klosterviertel und [Freunde] sagten dann immer: »Ja, wenn die dann zur Schule kommen, dann kommen die ja in St. Fieden ins Schulhaus, das könnt ihr nicht machen.« Dann habe ich gesagt »wieso nicht?« und dann hieß es »na da sind ja so viel Ausländer« (Ida, 50/DE).

Auch hier wurde zwischen zwei Arten von Ausländer*innen unterschieden. Ida sah jedoch erst keine Notwendigkeit für einen Umzug, erst nach längerer Zeit gewannen die Zweifel, dass die Schulbildung in ihrem Stadtteil mit ungeahnten Konsequenzen einhergehen würde. So kam die Familie in eine Nachbarschaft, deren Bewohner*innen eine konservative Weltanschauung aufweisen und die Familie ebenfalls nicht glücklich macht.

Grundsätzlich finden sich unter den Teilnehmenden in Hamburg und Berlin eher Personen, die einen alternativen Lebensentwurf verfolgen, welcher sich auch in den Präferenzen der Wohngestaltung zeigt. Einerseits sieht man das in der Gestaltung der un-

3 Der höchste Ausländeranteil in einer Schweizer Gemeinde lag 2018 bei 54,6 % in der Grenzstadt Kreuzlingen (Schweizerischer Städteverband 2018).

mittelbaren Nachbarschaft, die multikulti, bunt und lebhaft sein soll. Aber auch bei der Wohnform zeigen sich Alternativen: Anna verfolgt z.B. die Idee einer Alters-WG mitten in Charlottenburg, in welcher sie mit anderen Frauen in der gleichen Situation zusammenleben will. Aufgrund geringer Einkünfte droht ihr im Alter als Alleinstehende Armut und Einsamkeit, welche sie durch die Wohngemeinschaft abwenden will. Auch bei den jüngeren Teilnehmenden im Raum Zürich wird die kulturelle Vielfalt geschätzt, gerade Teilnehmende mit Familie priorisieren jedoch eine Sicherheit und Stabilität, welche für sie im Widerspruch dazu zu stehen scheint.

7.1.3 Das eigene Heim

Viele sagen dann ja, hier kannst du dir nie Wohneigentum leisten. Möchte ich das denn? Ist es Sinn und Zweck meines Lebens, dass ich ein Haus baue? Viele sind so aufgewachsen, dass dein Leben erst komplett ist, wenn du ein Haus gebaut hast, wenn du zwei Kinder hast und wenn du verheiratet bist (Lisa, 33/DE).

Für viele Menschen stellt das Eigenheim immer noch ein Lebensziel dar, insbesondere in Zusammenhang mit der Familiengründung und dem Aufbau einer langfristigen Lebensgrundlage. Eine Immobilie gilt als stabile Investition, von welcher man bis ins Alter profitieren kann. »*Man hat was, besitzt was, und zahlt nicht einfach Miete*« (Adrian, 60/CH). Kosten für die Miete fallen auf eventuell aufgenommene Kredite, jedoch bleibt am Ende das Wohneigentum. Viele Teilnehmende vertreten die Meinung, dass kaufen günstiger ist als mieten: »*Ich kann nirgendwo günstiger wohnen als in meinem eigenen Haus*« (Ruth, 64/CH). Entsprechend war Wohneigentum auch bei den Teilnehmenden ein Thema. Ältere Teilnehmende mit Familie oder dem Wunsch der Familiengründung hatten sich weitaus öfters mit dem Thema auseinandergesetzt oder bereits ein Haus oder eine Wohnung gekauft. Bei jüngeren Teilnehmenden war der Hauskauf teilweise in der Zukunftsplanung enthalten: »*Ganz viel später steht ein eigenes Haus, das hat noch viel Zeit*« (Remo, 27/CH).

Der Aspekt des Hausbaus und der Gestaltung des Eigenheims nach den eigenen Vorstellungen war für die Minderheit der Teilnehmenden relevant, da vermehrt bestehende Gebäude oder Neubauten gekauft wurden. Fast die Hälfte der Schweizer Teilnehmenden besitzt Wohneigentum, während es bei den deutschen ein knappes Drittel ist. Dies mag mitunter am knapp 10 Jahre höheren Altersdurchschnitt im Schweizer Sample liegen. Die ökonomische Asymmetrie zwischen Deutschland und der Schweiz wirkt sich jedoch auch auf die Fähigkeit der Teilnehmenden aus, Wohneigentum zu erwerben. »*Wir schauen immer wieder nach einem Häuschen, aber wir haben keine 20 % Eigenkapital*« (Lisa, 33/DE). »*Selbst wenn das Gehalt stimmt, hat man einfach diesen Grundstock nicht*« (Maja, 37/DE). Was in der Schweiz bescheidene Ersparnisse darstellt, kann in Deutschland wiederum als Eigenkapital ausreichen. Grundsätzlich ist ein längerer Aufenthalt in der Schweiz für das Sparpotenzial förderlich, allerdings sind die Preise in der Schweiz entsprechend teurer. Das heißt jedoch als Generalisierung: Je später Schweizer*innen nach Deutschland auswandern, desto eher besitzen sie ausreichend Eigenkapital, während Deutsche früher auswandern müssen, um in der Schweiz anzusparsen. Darüber hinaus sind die individuellen Einkünfte der Teilnehmenden und die Lokalität entscheidend.

Beim Ort gilt: Je städtischer, desto höher sind in der Regel die Preise. Gerade in den großen Städten ist Wohnraum und Wohneigentum knapp. Teilnehmende in den Großstädten besitzen entsprechend seltener Wohneigentum oder wohnen am Stadtrand. Durch die enorme Teuerung von Wohnraum im innerstädtischen Raum profitieren zudem Teilnehmende, welche ihr Eigentum vor über zehn Jahren gekauft haben.

Vor dem Hintergrund der Migration und der Permanenz von Wohneigentum gilt es für die Teilnehmenden, viele Faktoren abzuwägen. Die Frage des »Wo« steht neben den Finanzierungsmöglichkeiten im Vordergrund und in einer direkten Interdependenz. Wohneigentum steht in enger Verbindung mit der eigenen Zukunft; wo möchte man Kinder großziehen? Wo möchte man alt werden? Wo ist die Lebensqualität so gut, dass man in 20, 30 oder 40 Jahren dort wohnen möchte? Wohneigentum ist ein Bekenntnis zu einem Ort und einer Region.

Die Teilnehmenden evaluieren potenzielle Lokalitäten und versuchen dabei auch zukünftige Entwicklungen vorauszusehen, irgendwann wird die Voraussicht jedoch schwierig. »Es ist ein netter Kiez, es hat viele kleine Läden, und natürlich verändert sich eine Stadt immer und gerade nach der Wende hat sich die Stadt massiv verändert« (Jessica, 70/CH). Jessica wohnte bereits 35 Jahre in Berlin, sie hat die Wende und die folgende Entwicklung miterlebt. Trotzdem ist klar, dass auch Wohneigentum nicht permanent sein muss oder in manchen Fällen nicht sein kann.

Beim Kauf von Wohneigentum im urbanen Raum spielen ähnliche Faktoren eine Rolle wie bei der Suche nach einem Mietobjekt: Die Nähe zur Infrastruktur ist wichtig, aber der dörfliche Charme sollte erhalten bleiben. Aspekte der Familienplanung und die Einbettung in ein lebenswertes Umfeld sind jedoch noch gewichtiger. Meist erst ab einem gewissen Alter kommen Faktoren wie die Barrierefreiheit, die Instandhaltung oder die medizinische Infrastruktur ins Spiel. Je mehr Aspekte ein Ort erfüllt, desto besser. Im Gegenteil zur Mietwohnung müssen jedoch mehr Faktoren erfüllt sein, damit der Kauf von Wohneigentum in Frage kommt.

Anders sieht die Situation im ländlichen Schleswig-Holstein⁴ aus. Bis auf einen Teilnehmer, welcher in Zukunft ein Haus besitzen möchte, wohnen alle Befragten in Schleswig-Holstein bereits in ihrem eigenen Wohneigentum. Dies liegt unter anderem an der Verfügbarkeit und den niedrigeren Preisen im Vergleich zur Stadt. Auch die Auswahlkriterien unterscheiden sich: »Was mich hier fasziniert, ist die Ruhe und der Platz, und dass es nicht so viele Leute hat« (Ruth, 64/CH). Eine grundlegende Infrastruktur ist auch für Ruth wichtig, so wie Einkaufsmöglichkeiten und eine nette Nachbarschaft – sie sucht jedoch keinerlei kulturelle Institutionen wie Kino, Theater oder Ausgelmöglichkeiten. Dies hängt stark mit dem Migrationsgrund zusammen: sie sucht im Alter die Ruhe. Diese findet sie in der Natur oder in ihrem eigenen Zuhause: »Im Winter, die kurzen Tage und die langen Abende mit Kaminfeuer und Kerzen« (Ruth, 64/CH). Die Argumentation findet sich jedoch auch bei jüngeren und arbeitstätigen Teilnehmenden wieder. Martin hat sich entschieden, seine Familie in Schleswig-Holstein zu gründen. Sein Wohnort ist »ein Bauerndorf, was mehr Kühe als Einwohner hat, so wie ich aufgewachsen bin« (Martin, 33/CH). Die Natur nimmt einen prominenten Status in den Erzählungen dieser Teilnehmenden ein

4 Teilnehmende in der Agglomeration von Hamburg, welche zu Schleswig-Holstein gehört, sind hier ausgenommen. Dies sind z.B. die Orte Pinneberg und Norderstedt.

und bestimmt auch eher die Freizeit. Benson und O'Reilly bestätigen, dass Ruralität ein wichtiger Aspekt für Migrant*innen aus der Stadt darstellt, jedoch noch mehr für Migrant*innen auf dem Land:

While it is often the case in lifestyle migration that destinations are depicted as having the characteristics of rurality, the narratives of those who move to the countryside, whether at home or abroad, additionally stress the unique and embodied relationship that they have with the landscape (Benson/O'Reilly 2009: 612).

Im Normalfall erwarben Teilnehmende Wohneigentum, in welchem sie in der Folge ihre permanente Residenz für die nächsten Jahre oder Jahrzehnte aufnehmen wollten. Eine Minderheit hat den Kauf von Wohneigentum angestrebt, um in Zukunft erst dort zu wohnen. Dies geht meist mit einem weiteren Umbruch einher, z.B. bei einer geplanten Rückkehr oder einer Migration in ein Drittland beim Übergang in den Ruhestand. Jette und ihr Mann haben sich in Norditalien ein Haus nach ihren Vorstellungen bauen lassen, da sie im Alter ein wärmeres Klima und eine offenere Gemeinschaft suchen, als sie bisher in der Schweiz erlebt haben.

Einen Sonderfall stellt Wohneigentum dar, welches Teilnehmende vor der Migration gekauft oder geerbt haben. Dies dient als Rückkehrmöglichkeit und bildet eine stabile Verbindung mit dem Heimatland. In der Zwischenzeit wird das Wohneigentum vermietet und bietet so eine gute Einnahmequelle. Während sich jüngere Teilnehmende seltener mit der entfernten Zukunft auseinandersetzen wollten, war einigen dennoch bewusst, dass sie eines Tages das Elternhaus erben würden. Mit dieser Sicherheit konnten sich die Teilnehmenden eher darauf konzentrieren, ihre Ressourcen im Zielland zu investieren.

7.2 Der ganz normale Alltag

Ganz Berlin ist fast nicht möglich. Berlin ist so vielfältig. Berlin ist ja 50km² groß, das ist eigentlich von Solothurn bis Thun, Bern wäre noch mit drin, und von dem her ist es unmöglich. Aber ich bewege mich schon jetzt vor allem in Kreuzberg, Friedrichshain, Prenzlauer Berg und noch so ein bisschen Charlottenburg. Und vor allem ja der Kiez. Leute in Berlin leben in ihrem Kiez, im Prinzip. [Mein Kiez] ist vielleicht so groß wie ein Dorf von 1000 Einwohnern. Da geht man einkaufen, geht in die Kneipe und so weiter. Und ja, wenn ich sage, ich wohne in Berlin, haben die Leute das Gefühl, das wäre wie Manhattan oder so und dabei ist [der Kiez hier] wie ein Dorf, und trotzdem mitten in der Großstadt (Adrian, 60/CH).

Die meisten Teilnehmenden sind selbstgestaltet in das Zielland migriert und haben ein Interesse, sich an ihrem neuen Wohn- und Arbeitsort einzufinden. Einige Teilnehmende finden mehr Erfüllung in ihrer Arbeit und verwenden viel Zeit auf die Erfüllung beruflicher Ziele, während andere private Ziele oder die Freizeit priorisieren. Auf welche Art und in welchen Lebensbereichen die Teilnehmenden engagiert sind, ist somit sehr unterschiedlich. Je nach Familiensituation, Wohnort, eigenen Interessen und der Verfügbarkeit im Umfeld gehen Teilnehmende anderen Interessen nach. Manche Aktivitäten

lassen sich gut in einen zeitlich engen Alltag integrieren, während andere viel Zeit, Energie und Geld erfordern.

Die Freizeitgestaltung ist enorm divers aber teilweise auch scheinbar banal: Teilnehmende lesen, schauen Fernsehen, gehen spazieren – nichts, was auf ihre nationale Identität oder den Migrationshintergrund hindeuten würde. Viktoria macht z.B. gerne Fahrradtouren mit Freunden und Ulrich repariert gerne Fahrräder. Stephanie und Alice spielen in einer Musikgruppe bzw. in einem Orchester mit. Fabians Hobby ist die Fotografie, welches sich gut in sein Arbeitsleben integrieren lässt, und auch Ida nutzt die vermehrten Freiräume durch die Kinderbetreuung, um sich intensiver mit diesem Hobby auseinanderzusetzen. Remos Hobby des Bernsteinsammelns ist lokal festgelegt auf die Ostseeküste, während Moritz für das Gleitschirmfliegen Berge benötigt. Amalia (vgl. Abschnitt 7.3.1.) engagiert sich ehrenamtlich als Sprachkursleiterin für Deutsch als Fremdsprache. Gemeinsam haben diese Freizeitaktivitäten, dass sie wenig mit einer migrantischen Identität verbunden sind. Bezüglich der Freizeitgestaltung wird klar, dass Kategorien wie Migrant*in bzw. eine methodologisch-nationalistische Perspektive der tatsächlichen Diversität nicht Rechnung tragen.

Die Auseinandersetzung mit der Kultur des Ziellandes findet auch auf medialer Ebene statt. Lisa hat lokal »den einschlägigen Facebook-Account abonniert« (Lisa, 33/DE). Sarah ist durch regionale Zeitungen und Apps über das Geschehen in ihrem Wohnort und der Umgebung informiert. Eine lokale Verankerung fördert den Konsum lokaler und regionaler Medien, während dies bei der Ausübung von Hobbies keinen Einfluss hat. Die meisten Teilnehmenden haben im Zielland Aktivitäten gefunden, welche ihnen Erfüllung und Spaß bringen. Auch Henning, dessen soziale Beziehungen in Deutschland stattfinden, geht in der Schweiz trotzdem seinem Hobby, der Musik, nach und besucht Konzerte. Nur bei einer marginalen Minderheit liegt der Hauptfokus auf Aktivitäten im Heimatland.

Bei vielen Alltagspraktiken wird die Ähnlichkeit der beiden Gruppen deutlich, woraus mitunter die Selbstwahrnehmung als Teil einer in-group der Mehrheitsgesellschaft entsteht (vgl. Abschnitt zum Umgang mit dem Fremden im Kapitel zur Wahrnehmung). Das alltägliche Leben stellt letztlich auch eine Basis dar, aus welcher eine tiefergehende Zugehörigkeit und Zukunftsvorstellungen entstehen können.

7.2.1 Freizeitgestaltung in Stadt und Natur

Es ist eigentlich schon, vor allem findet [das Leben] hier statt im Tempelhof. Durch meinen Hund ist es natürlich schon so, dass ich viel hier am Spazieren bin. Wir haben hier hinten direkt einen Kanal mit einem passenden Weg, wo man mit dem Hund ein bisschen Spazieren kann. Also ich gehe jetzt nicht weiß wie weit, damit ich mit dem Hund was machen kann. Also schaue ich natürlich hier in der Gegend, wo coole Plätze sind, wo man mal einen Ball schmeißen kann. Wir haben hier Gott sei Dank ja jetzt das Tempelhofer Feld direkt in der Nähe, das ist ein ehemaliger Flughafen, ein Riesengebiet, und dort gibt es ein Hundeauslaufgebiet [...]. Ja, und das ist eigentlich schon so mein Gebiet hier unten, ist im Süden Berlins. Aber wenn ich etwas mit Leuten mache, dann gehen wir schon fast immer nach Kreuzberg, so ein bisschen in die Szenenbezirke, weil es dort halt cool ist. Oder wir haben donnerstags oftmals Markthalle 9, »Street-food Thursday« sagt man. Ist in der Markthalle 9 in Kreuzberg und dann verbringen wir

den Donnerstagabend dort und dann ist immer Tohuwabohu, immer viel los. Aber das Leben an sich findet schon hier statt (Laila, 29/CH).

Die Mehrheit der Schweizer Teilnehmenden lebt mit Hamburg und Berlin in Großstädten, aber auch die deutschen Teilnehmenden wohnen meist in urbanen Gegenden. Natur ist, wie bereits erwähnt, ein wichtiges Kriterium bei der Wohnungssuche. Hier geht es vermehrt um eine naturnahe Stadtgestaltung, welche im Alltag präsent ist. Dies wird auch bei der Freizeitgestaltung relevant: Neben Parks und Wäldern steht Wasser im Mittelpunkt. In Berlin und Hamburg sind es die Spree, die Alster und die Elbe, aber auch kleinere Flussläufe und Kanäle. In Zürich sind die Limmat und der Zürichsee, in Basel der Rhein und in Bern die Aare Teil diverser Freizeitaktivitäten – vom Feierabendbier über Spaziergänge bis zum Wassersport.

Die Natur und mögliche Freizeitgestaltung im Freien sind für viele Teilnehmende essenzieller Teil der Lebensqualität. Nicht umsonst sind Fahrradfahren und Joggen in Deutschland, Wandern, Radfahren und Schwimmen in der Schweiz die beliebtesten Sportarten (Statista 2022e, Statista 2023b). Die Freizeitgestaltung findet einerseits vor der Haustür, aber bei Ausflügen auch in weiterer Entfernung statt: *»Ich find's super, wie ich's aus Basel kenne, dass man in den Zug steigt und in drei Stunden im Tessin ist«* (Susann, 49/CH). Die geringe territoriale Größe in Verbindung mit einer ausgeprägten landschaftlichen Vielfalt ermöglicht es, von Zürich oder Basel aus problemlos Tagesausflüge in die Alpen oder ins Tessin – die »Sonnenstube der Schweiz« mit mediterranem Klima – zu unternehmen. Auch deutsche Teilnehmende schätzen diese Nähe: *»Ich bin hier in einer, eineinviertel Stunde in den Luzerner Alpen, und das ist einfach nah«* (Paul, 53/DE). Zugleich relativiert Paul den Vorteil: *»Klar, jemand aus Bayern hat das genauso nah«* (ebd.). Insgesamt wird jedoch betont, dass sich die unterschiedlichen Regionen der Schweiz deutlich einfacher und schneller bereisen lassen.

Deutschland als Ganzes bietet durchaus ähnliche Landschaften wie die Schweiz; mit dem Zugang zum Meer kommt ein Aspekt, den die Binnennation Schweiz gar nicht vorzuweisen hat. Es gibt einige Schweizer Teilnehmende, welche die Norddeutsche Landschaft und den Zugang zum Meer schätzen, während sie für andere gänzlich unattraktiv bleiben. Spezifisch Bezug auf die Faszination mit Norddeutschland nehmen Ruth, Alice und Remo. Alice ist in den Bergen aufgewachsen und fühlt sich durch diese eher eingengt, daher genießt sie die Freiheit, welche sie in Norddeutschland spürt. Sie verbringt ihren Urlaub zudem am liebsten an der Nordsee: *»Ich sage immer, ich war in einem früheren Leben Matrosin, ich bin am liebsten am Meer«* (Alice, 59/CH). Remo hat mit dem Bernstein sammeln ein Hobby, was ihn ganz spezifisch mit der Ostsee verbindet. Ruth wiederum verbringt viel Zeit in der meist menschenleeren Landschaft rund um ihren Wohnort in Schleswig-Holstein, um mit ihren Hunden spazieren zu gehen. Letztlich geht es darum, einen Ort zu finden, welcher die individuellen (Natur-)Bedürfnisse der Teilnehmenden erfüllen kann.

Die Schweiz bietet mit den Bergen beste Voraussetzungen für diverse naturnahe Sportarten oder Hobbies. Während deutsche Teilnehmende gerne Zeit in den Bergen verbringen, verfolgen nur wenige ein designiertes Hobby in diesem Feld. Moritz ist einer von wenigen, welcher mit dem Gleitschirmfliegen einem sehr spezialisierten Hobby

nachgeht. Er stellt fest, dass Menschen in der Schweiz häufiger viel Geld und Zeit in ein Hobby investieren: »Hier fällt mir auf, dass es für viele Leute Hobbies gibt, die so einen richtigen Platz einnehmen« (Moritz, 30/DE). Die Freizeitgestaltung ist denn auch ein Aspekt des Lebensstils, welcher am meisten mit Konsum und der Performanz von Konsum im Zusammenhang steht. Dadurch, dass ein Hobby einen derart wichtigen Stellenwert hat, bilden sich darüber auch schnell neue Freundschaften.

In den Narrativen der Schweizer Teilnehmenden werden Aktivitäten in der Natur vielfach erwähnt, an erster Stelle stehen jedoch kulturelle Aktivitäten wie der Besuch des Theaters oder von Konzerten. Möglicherweise aufgrund des höheren Durchschnittsalters haben Bars, Discos oder Nachtclubs eine geringere Bedeutung. Laila ist mit 29 eine der jüngsten Teilnehmerinnen, welche Berlin unter anderem durch das Nachtleben für sich entdeckt hat. Unabhängig vom Alter schätzen Teilnehmende in den deutschen Großstädten diese Möglichkeiten, welche zahlreicher und diverser vorhanden sind als in der Schweiz.

Vereine oder Organisationen dienen teilweise als bewusste Strategie, um persönliche Netzwerke aufzubauen, stellen aber auch einen wichtigen Teil der Lebensgestaltung dar. Teilnehmende mit Familie oder sehr anspruchsvollen Jobs hatten seltener die Gelegenheit, aktiv Mitglied eines Vereins zu werden. Vereine, die auf Nationalitäten oder der Affiliation zu einem Land basieren, stellen eine gute Möglichkeit dar, im Alltag die Sprache und Traditionen zu praktizieren und den Austausch mit Menschen zu suchen, die diese Bedürfnisse teilen. Auf Heimatvereine gehe ich im folgenden Kapitel der Zugehörigkeit erneut ein. Zusätzlich stellen Musik- oder Sportvereine eine der besten Möglichkeiten dar Freundschaften und eine Gemeinschaft aufzubauen. Eine Ausnahme mit Bezug zur Schweiz stellt ein Hamburger Jodelchor dar, welcher durch Mitglieder des Schweizer Vereins gegründet wurde. Die Mitglieder sind nicht ausschließlich Schweizer*innen, trotzdem ist der Bezug zur Schweiz und zur Pflege der eigenen Traditionen klar. Im Normalfall geht es den Teilnehmenden aber um körperliche Ertüchtigung oder musikalische Betätigung.

7.2.2 Der Arbeitsalltag zwischen Wertschätzung und Work-Life-Balance

Um neun Uhr ist dann Znüni, also das war eins der ersten Dinge, die mir mein Chef gesagt hat: Um nüni ist Znüni. Da gibt es dann Kaffee und Gipferl, diese Buttergipferl. Um 12 ist Mittag, Zmittag, und am Vieri ist Zvieri, um vier Uhr ist Zvieri, da gibt es dann nochmal Kaffee und Kuchen oder sowas. Und ich soll da doch bitte dabei sein, weil das fördert so das Gemeinschaftsgefühl. Gut, dann haben wir das gemacht (Richard, 53/DE).

Für viele Teilnehmende bedeutete die Migration im beruflichen Kontext die Weiterführung bisheriger Tätigkeiten an einem neuen Ort. Wenn keine Beförderung, eine Erweiterung der Verantwortlichkeiten oder ein kompletter Berufswechsel erfolgte, suchten und fanden viele Teilnehmende Arbeitsstellen, in denen sie ausgebildet waren und bereits Berufserfahrung gesammelt hatten. Wie im Kapitel zur Wahrnehmung beschrieben, gibt es kulturelle Unterschiede, welche im Berufsleben zum Vorschein kommen und eine gewisse Umstellung bedeuten. Gleichzeitig war der Beruf für die meisten Teilnehmenden

der Lebensbereich, welcher schnell wieder durch eine Routine und eine Alltäglichkeit geprägt war. Zudem bietet der Arbeitsplatz Stabilität und die Möglichkeit soziale Kontakte zu knüpfen. Wie bei Richard ersichtlich ist, tauchen die Teilnehmenden oft in eine neue Arbeitskultur ein, im Vordergrund steht aber die praktische Teilnahme am neuen Arbeitsplatz.

Bis auf Jonas, welcher seine Theaterstücke auf seine schweizerische Identität stützt, war die Aushandlung der migrantischen Identität bei niemandem zentral. Im Gegenteil finden sich lange berufliche Biographien und Zeitspannen, welche kaum Bezug zum Thema Migration haben, so beispielsweise bei **Joachim**:

Ich habe in Basel Nationalökonomie studiert, [...] dann promoviert. Die Promotion war 1978 als Ökonom, dann habe ich in der Versicherungswirtschaft in Basel für 13 Jahre gearbeitet, dann 14 Jahre bei der [xy] Versicherung. [...] Nach einem Umstrukturierungsprozess fand ich eine Anstellung beim Bund in Bern,.... (Joachim, 71/CH).

Joachim war bereits einige Jahre in Rente, als wir uns zum Interview trafen. Entsprechend umfangreich war sein Lebenslauf. Zu Beginn seines Arbeitslebens in der Schweiz bemerkte Joachim kulturelle und sprachliche Unterschiede, mit der Zeit verschwammen diese. Die Betrachtung seines beruflichen Werdegangs gibt keine Hinweise auf seine Herkunft: Tatsächlich ist er seit vielen Jahren eingebürgert, spricht Dialekt und sieht sich als Schweizer⁵.

Bei Martha war das Arbeitsleben durch Kontinuität gekennzeichnet: Sie arbeitete nach einigen teilweise ehrenamtlichen Positionen 27 Jahre im gleichen Büro in Hamburg. »[19]74 hatte ich angefangen, und ich habe das [...] einige Jahre gemacht, mittlerweile war ich in der Transportabteilung, habe die großen Schiffe versichert und die kleinen Bötchen versichert, solche Sachen« (Martha, 83/CH). Für die Arbeit musste sie die Deutsche Einheitskurzschrift, das nationale Stenografie-System Deutschlands, erlernen, den meisten Lernbedarf hatte sie jedoch wegen steigender und neuer Verantwortlichkeiten, nicht aufgrund ihres Migrationshintergrundes.

Bei fast allen arbeitstätigen Teilnehmenden war der Arbeitsplatz in der Nähe des Wohnortes, damit war die Arbeit Teil der Erfahrungen im Zielland. Die Mehrheit der Teilnehmenden beurteilen ihre Arbeitsstelle positiv und verbleiben oft längerfristig beim selben, insbesondere beim ersten, Arbeitgeber im Zielland. Ein Beispiel: Jan ist seit Beginn seines Aufenthaltes in der Schweiz bei derselben Firma angestellt. Er ist mit dem Lohn und den Arbeitsbedingungen zufrieden, gerade im Vergleich zu Deutschland, und sieht daher keinerlei Veränderungsbedarf. Meist erhielten die Teilnehmenden einen unbefristeten Vertrag, was für die bürokratischen Vorgänge (Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung) vorteilhaft ist und den Teilnehmern erlaubt, sich unbesorgt einzuleben. Je länger die Aufenthaltsdauer, desto eher haben Teilnehmende einen oder mehrere Jobwechsel hinter sich. Entsprechend treten auch hier Faktoren in den Vordergrund, welche

5 Als solcher hat er sich auch bei mir gemeldet, da er nach der Rente als Schweizer nach Deutschland ausgewandert ist. Joachim besitzt als einer der wenigen in Deutschland geborenen Teilnehmenden die alleinige Schweizer Staatsbürgerschaft.

nicht direkt mit der Migration in Verbindung stehen, sondern mit Vorstellungen einer guten Arbeitsstelle.

Neben einem guten Verdienst sind langfristige Entwicklungsmöglichkeiten und Aufstiegschancen aber auch die Work-Life-Balance ein wichtiger Indikator für die Zufriedenheit. Nina fand nach einem Jobwechsel eine Arbeitsstelle, bei der ihr »Potenzial anerkannt« wird (Nina, 39/CH). Ihr Arbeitgeber schätzt sein Team mit diversen fachlichen Hintergründen, welche unterschiedliche Denkweisen und Methoden mitbringen. Auch in der persönlichen Entwicklung wird das Team unterstützt. Dies ist bei Nina gepaart mit einem spannenden fachlichen Schwerpunkt und einem abwechslungsreichen Arbeitsalltag. Für Nina sind als Mutter von drei Kindern zudem flexible Arbeitszeiten sowie die Möglichkeit, von zuhause aus und mit einem reduzierten Pensum zu arbeiten, ausschlaggebend für die berufliche Zufriedenheit. Jegliche Veränderungen im Berufsleben – ein anderer Arbeitsort, veränderte Arbeitszeiten etc. – sind für sie begleitet von aufwändigen Anpassungsprozessen. Im Spannungsfeld zwischen Familie und Beruf geht es darum, den Kindern gerecht zu werden und gleichzeitig eine persönliche Erfüllung zu finden. Ein herausforderndes und spannendes Arbeitsfeld, die Möglichkeit der individuellen beruflichen Entwicklung sowie eine gute Vereinbarkeit von Arbeit und Privatleben sind drei Aspekte, welche von Teilnehmenden unabhängig von der Länderwahl, des Arbeitsfeldes und der persönlichen Situation wiederholt als Zufriedenheitsfaktoren erwähnt werden.

Abgesehen von Angestellten finden sich in meinem Sample einige Selbstständige, welche ihre berufliche Existenz im Zielland aufgebaut haben⁶. Durch die Selbstständigkeit sind viele von ihnen örtlich gebunden. Wenn sie nicht im Besitz von Immobilien oder anderer Infrastruktur sind, so haben sie sich trotzdem einen Ruf und einen Kund*innenstamm an einem bestimmten Ort aufgebaut, welcher nicht einfach transferierbar ist. Immaterielle und intellektuelle Güter bieten eine gewisse Flexibilität, trotzdem müssen Kund*innen vorhanden sein, welche die Produkte kennen und schätzen. Kenntnisse des Marktes vor Ort sind für Selbstständige unerlässlich, weswegen Teilnehmende diesen Schritt meist erst nach mehreren Jahren im Zielland wagen und auch dann weiterhin intensiv an ihrem Kund*innenstamm arbeiten. Die Selbstständigkeit ist somit ein langfristiges Projekt, welches oft mit der Wahl des Ziellandes als endgültiges Zuhause einhergeht.

Aspekte von Transnationalität sieht man erneut einseitig: Schweizer*innen erhalten oder erweitern ihr Netzwerk in die Schweiz. Ein Standbein in der Schweiz aufzubauen, bietet für Schweizer Selbstständige im Ausland viele Vorteile, wobei die finanziellen offensichtlich sind: *»Einerseits natürlich finanziell zu einem Teil, aber auch weil, ich habe in der Schweiz früher auch gearbeitet, und ich fand, dass das Arbeitsklima in der Schweiz immer sehr gut*

6 Jette ist Inhaberin eines Kosmetikstudios mit eigener Produktreihe in der Schweiz, Eric besitzt sein eigenes Restaurant, Alexandra arbeitet teilweise als selbstständige Grafikdesignerin, Tessa arbeitet als Business- und Karrierecoach und Richard hat sich in seinem Arbeitsbereich als Ingenieur selbstständig gemacht und ist Chef zweier Firmen. Beim Schweizer Sample sieht man die Dominanz von kreativen Berufen, welche oftmals zu einer Selbstständigkeit führen: Alice hat ihre eigene Beratungsfirma, Romina ist teilweise als selbstständige Beraterin tätig, Susann ist freie Journalistin und Autorin, Jonas führt mit seinem Partner ein Theater und Arnold hat seine eigene Maklerfirma.

war« (Romina, 38/CH). Die finanziellen Vorteile allein sind für Romina nicht entscheidend, trotzdem lohnt sich die Zeit und Arbeit für deutsche Selbstständige kaum, da der Profit in Deutschland geringer ausfallen würde. Wie beim Aufbau der Selbstständigkeit sind auch bei der Erweiterung des Marktes viele Aspekte zu beachten. »Das sind so Gedankenexperimente, weil ich ja auch selbstständig bin, dass ich versuche berufliche Kontakte in die Schweiz zu knüpfen« (ebd.). Romina ist entsprechend vorsichtig und setzt sich langfristig mit ihren Optionen auseinander. Susann, welche sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland ein Standbein hat, arbeitet bereits seit über 20 Jahren in beiden Ländern und baute ihre Karriere in Deutschland langsam auf, während sie noch in der Schweiz tätig war. Die Intensität der Arbeit in der Selbstständigkeit stellt für Jonas das große Hindernis dar; sein Theater hat Priorität und beansprucht zu viel seiner Zeit, als dass er zusätzlich in der Schweiz Gastspiele veranstalten könnte.

Als Teil von Lebensstilmigration ist eine Verbesserung der bisherigen Lebensverhältnisse angestrebt, allerdings muss sich dies nicht zwingend in höherer Zufriedenheit im Arbeitsleben widerspiegeln. Es finden sich überall gute und schlechte Arbeitgebende, Kolleg*innen oder Vorgesetzte, welche die Arbeitskultur entscheidend prägen. Teilnehmende, welche vorrangig ihre finanzielle Situation verbessern wollten, vernachlässigen die Jobzufriedenheit oft und verbleiben in Stellen, welche ihnen keine Erfüllung bringen. Essenziell erfüllen sie ihren Soll, sind aber darüber hinaus nicht in ihre Arbeit engagiert: Arbeit ist Arbeit, nicht mehr. Dies verdeutlicht, dass ökonomische Motive bei der Migration nicht mit einem späteren Fokus auf die Arbeit einhergehen müssen, sondern im Gegenteil eine Priorisierung der eigenen Zukunft, von Freunden, Familie, Freizeit oder anderem ermöglichen können.

Die Mehrheit der Teilnehmenden ist allerdings mit ihrem Arbeitsleben zufrieden und hat tendenziell eine Verbesserung festgestellt. Meist ist dies verknüpft mit einer ganzheitlich höheren Lebensqualität, jedoch gibt es bestimmte Aspekte des Arbeitslebens, welche hervorgehoben werden. Für Deutsche Teilnehmende bleibt der höhere Verdienst ein wichtiges Kriterium der Zufriedenheit, welches oft mit Wertschätzung verbunden ist. Interessant ist dies insbesondere bei Berufen, welche im Zielland eine grundsätzliche Aufwertung erfahren. Dies zeigt die Einbettung von individueller Zufriedenheit in größere Strukturen, welche die Migration für bestimmte Berufsgruppen attraktiver macht als für andere. Ein wichtiger Aspekt ist die Selbsterfüllung, welche durch die eigene Wirkmächtigkeit und das Verfolgen eigener Ziele einhergeht:

Mein Arbeitsleben war noch nie so glücklich wie hier in Hamburg. Ich kann jetzt machen [was ich will], früher war ich angestellt, früher musste ich Dinge tun, die überhaupt nicht meins waren, wozu ich keine Lust hatte. Deutschland hat mich befreit in meinem Arbeitsleben – seit ich hier bin, mache ich, was ich wirklich will (Jonas, 53/CH).

Bei vielen Teilnehmern war die Migration ein großer Schritt, das Leben nach den eigenen Vorstellungen zu gestalten und aus sicheren Strukturen auszubrechen. Die Einsicht, das eigene Leben gestalten zu können, wirkt sich in allen Lebensbereichen aus: man muss nicht resignieren, wenn man unzufrieden oder unglücklich ist.

7.3 Leben mit Kindern: Betreuung und Erziehung abseits vertrauter Strukturen

Ich kannte dieses ganze Leben mit Kindern in einem Wohnquartier ja erstmal noch gar nicht und hatte mir bestimmte Bilder gemacht, wie ich möchte, dass meine Kinder aufwachsen, ja? Mit einer intakten Natur, mit einer Spielstraße, wo die Kinder draußen rumlaufen können, wild Fahrrad fahren können, ja, so verschiedene Dinge (Ida, 50/DE).

Das Leben mit Kindern im Migrationskontext verändert die Erfahrung des Ankommens grundlegend. Mit der Familiengründung oder dem Aufwachsen der Kinder im Zielland verschiebt sich der Fokus von der individuellen Integration hin zu einer alltäglichen Aushandlung zwischen unterschiedlichen sozialen, kulturellen und institutionellen Logiken. Eltern versuchen, ihre eigenen Vorstellungen eines guten Lebens mit den neuen Bedingungen vor Ort zu verbinden und zugleich auf die Bedürfnisse ihrer Kinder einzugehen – Kinder, die oft müheloser zwischen zwei Kulturen hin- und herwechseln. Diese Aushandlungen finden sowohl zu Hause als auch außerhalb statt: Im Familienalltag geht es um Sprache, Erziehung und Zugehörigkeit, während im Bildungssystem die Unterschiede institutioneller Ordnungen und gesellschaftlicher Erwartungen besonders sichtbar werden.

Die Migration und der kulturelle Rahmen sind jedoch nicht die einzigen Einflüsse auf die Kinder, auch allgemeine Veränderungen in einem zeitlichen Rahmen zwischen der Eltern- und Kindgeneration müssen beachtet werden. Aufgrund einfacherer Kommunikationsmöglichkeiten und Besuche verfolgen viele Teilnehmende auch das Leben von Freund*innen und Bekannten im Heimatland, welche zu ähnlichen Zeiten eine Familie gründen. Daher werden Vergangenheit und Gegenwart beider Länder als Vergleichspunkt herangezogen. Beim Thema Kinder kamen auch vermehrt innerdeutsche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland zum Vorschein. Grundsätzlich sehen Teilnehmende aus den neuen Bundesländern in den meisten Bereichen mehr Konfliktpotenzial, da sich beispielweise Vorstellungen von Geschlechterrollen und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zwischen den neuen Bundesländern und der Schweiz deutlicher unterscheiden. Aus der Schweiz nach Deutschland sind die Nachwirkungen der Deutschen Teilung nicht sichtbar geworden, da alle Teilnehmenden in ehemaligen westdeutschen Bundesländern bzw. Westberliner Bezirken wohnen.

Als Erwachsene werden die Teilnehmenden bereits mit vielen Aspekten der Kultur und des Systems konfrontiert, welche sie nicht verstehen. Als Eltern müssen sie mit bestem Wissen und Gewissen Entscheidungen treffen, obwohl sie keinen eigenen Einblick in die Lebenswelt der Kinder haben. Auch in anderen Fällen europäischer Migration stellt fehlendes Wissen z.B. eine Hürde für die Bildungschancen der Kinder dar (Castro-Martin/Cortina 2015: 121). Ohne sprachliche Hürden ist es den Teilnehmenden einfacher möglich, sich in das neue System einzuarbeiten, es fehlt jedoch der persönliche Erfahrungswert. Ida und ihr Mann mussten einerseits Entscheidungen für die Bildungslaufbahn ihrer Kinder treffen, und sich andererseits wiederholt mit »Problemen« anderer Eltern und Lehrer*innen beschäftigen, welche für sie keine waren

– wie das Aussehen der Znünidose oder nicht richtig abgestellte Finken⁷. »Wir standen immer wieder davor und haben uns gedacht, was ist das denn jetzt wieder?« (Ida, 50/DE). Die implizite Erwartungshaltung von Lehrer*innen und der Schule waren für Ida zunächst unverständlich, so dass die Familie oft erst durch Fehler lernte.

Die Herkunft der Eltern hat großen Einfluss darauf, wie sie das Leben mit Kindern erleben und gestalten. Sind beide Elternteile aus dem gleichen Land, bilden sie eher eine Einheit und setzen sich von außen her mit dem Zielland auseinander. Ihr Partner stellte für Ida eine große Stütze dar und verstand ihre Perspektive. Gleichzeitig fehlt oft das Verständnis für bestimmte Prozesse. Dies ist wiederum ein Vorteil von gemischten Paaren. Bei deutsch-schweizerischen Paaren⁸ kann ein Elternteil als Vermittler*in fungieren und persönliche Erfahrungen besser einordnen. Dies kann aber genauso zum internen Konfliktpunkt werden. Sind die Eltern aus zwei unterschiedlichen Ländern, so wird die Kernfamilie umso mehr ein zentraler Ort für die Aushandlung der Kultur und Lebenswelt.

In meinem Sample finden sich sowohl Familien, deren Kinder im Herkunfts- als auch im Zielland geboren wurden; nur wenige Eltern sind ohne ihre Kinder migriert. Die meisten Kinder haben den größten Teil ihres Lebens im Zielland verbracht. Kinderlose Teilnehmende waren nicht von der Thematik ausgeschlossen – insbesondere bei bestehendem Kinderwunsch oder in Partnerschaften spielten Überlegungen zur Familienplanung, Kinderbetreuung und zum Schulsystem eine wichtige Rolle. Konkrete Erfahrungen stammen jedoch überwiegend von Eltern.

Ich widme mich in diesem Abschnitt spezifisch vier Aspekten, welche beim Leben mit Kindern dominant zum Vorschein kommen. Wichtige Themen im täglichen Leben sind das staatliche System, die Betreuung und Unterstützung bei der Kindererziehung sowie die Schulbildung. Im eigenen Zuhause findet vermehrt die Auseinandersetzung mit Werten und Normen in der Kindererziehung statt. Dies zeigt sich einerseits durch den Konflikt oder die Balance zwischen den Kulturen, aber auch durch den Fokus auf den Erhalt bestimmter Lebensweisen und Traditionen. Auf all diese Aspekte gehe ich in der Folge ein.

7.3.1 Kinderbetreuung fernab der Familie

Dadurch, dass mir hier die Großmutter fehlt, sind es häufig die Ersatzgroßmütter aus der Schweiz, aus dem Schweizer Verein, welche, wenn es mal wieder nicht aufgeht, einspringen und unterstützen (Annemarie, 37/CH).

Migrant*innen leben oft weit weg von alten und familiären Netzwerken, wodurch diese Form der Stütze bei der Kinderbetreuung wegfällt. Neu interpretierte Familienbeziehungen wie bei Annemarie finden sich selten. Gleichzeitig entfallen Freundschaftsnetz-

7 Brotdose und Hausschuhe

8 Bei der Konstellation von Paaren aus dem Heimatland und einem Drittland fehlt ebenfalls das Wissen, gleichzeitig kann es aufgrund kultureller Unterschiede interne Konflikte geben. Diese Konstellation fand sich jedoch nur bei einem Fall, weswegen ich hier nicht weiter darauf eingehe.

werke, welche zum Teil seit der Kindheit bestehen, in denen die Familienplanung oftmals zeitgleich läuft. »Das ist ja immer so dieser romantische Kindertraum, die gemeinsamen Freunde, die Kinder wachsen gemeinsam auf« (Alexandra, 33/DE). Alexandras Freunde werden ebenfalls Eltern, wohnen jedoch über 800 Kilometer entfernt. Sie lebt als einzige im Ausland und muss Alternativen für die früher bestehenden Netzwerke finden.

Durch den teilweisen oder kompletten Wegfall des familiären Netzwerkes sind die Teilnehmenden umso mehr abhängig von institutionalisierten Angeboten zur Kinderbetreuung. Wie bereits beim Sozialsystem festgestellt, hängt in der Schweiz mehr von den individuellen Bedingungen und vom Arbeitsgeber ab, während in Deutschland vermehrt staatliche Leistungen zur Kinderbetreuung vorhanden sind. Entsprechend variieren die Erfahrungen der deutschen Teilnehmenden, je nachdem, wie die individuelle Betreuungssituation ausfällt. Es gibt jedoch noch weitere systemische Unterschiede.

In Deutschland und in vielen anderen europäischen Ländern sind 40 Wochen Elternzeit die Normalität. In der Schweiz hingegen erhalten Mütter lediglich 14 Wochen, Väter sogar nur zwei (Pro Juventute 2023). Hinzu kommen die Kosten für die Kinderbetreuung für die wenigen Kita-Plätze, wenn beide Elternteile arbeiten wollen oder müssen: »Weißt du, was ein Kind in der Schweiz kostet, ein Kleinkind? Da sind wir [...], je nachdem, ob du einen subventionierten Platz von deinem Arbeitgeber hast, zwischen 1500 und 2400 pro Monat, [um] den Winzling in die Kinderkrippe zu geben« (Lisa, 33/DE). Die Kosten für die Kinderbetreuung werden entsprechend gegen den Verdienst der Eltern aufgewogen. Meist zeigt sich, dass sich die Arbeitstätigkeit für den geringer verdienenden Elternteil – oft die Mutter – finanziell nicht lohnt bzw. sich die Kosten und der Verdienst ausgleichen. Spätestens bei zwei Kindern übersteigen die Kosten oft den Verdienst. Dies bringt wiederum negative Konsequenzen für Frauen im Alter oder bei einer Trennung.

Betrachtet man die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, zeigt sich ein klares Bild: In der Schweiz besuchen prozentual weniger Kinder Kindertagesstätten oder andere Betreuungsangebote als in Deutschland. In Deutschland besuchten 2018 über 90 % der Kinder zwischen drei und fünf Jahren eine Vorschule oder Kindertagesstätte, in der Schweiz sinkt diese Zahl auf unter 50 % (OECD 2020b: 169). Obligatorische Bildungsangebote beginnen in der Schweiz ab einem Alter von vier oder fünf Jahren⁹ und decken lediglich 10–20 Stunden pro Woche ab. Zwischen den alten und neuen deutschen Bundesländern gibt es jedoch ebenfalls einen starken Kontrast. In Ostdeutschland werden bereits 66 % der 1-Jährigen und 85 % der Zweijährigen in Kindertagesstätten betreut. In Westdeutschland werden lediglich 31 bzw. 58 % der Kinder in Kitas betreut (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2020: 7). Der Einfluss des sozialistischen Gesellschaftsmodells in Ostdeutschland ist bis heute sowohl in der Sozialisierung der Teilnehmenden als auch in aktuellen Statistiken sichtbar.

Die Schweiz hat mit 63 % zwar die zweithöchste Frauen-Erwerbsquote in der EU (Deutschland: 56,5 %), 62,3 % der Frauen arbeiten jedoch nur in Teilzeit (BFS 2019a). Für Alexandra ist die Erklärung dafür schnell gefunden: »Weil halt in der Schweiz immer noch dieses Bild vorherrscht, Frauen an den Herd« (Alexandra, 33/DE). Diese Aussage scheint sich teilweise zu bestätigen, wenn es um Mütter geht: »This disproportion of women in gainful employment is mainly an effect of the lower labour market participation rates of women with dependent

9 Alter zu Beginn des Schuljahres.

children, because women without children actually show much the same labour market participation rates as do men« (Bühler/Meier Kruker 2002: 307). In der Schweiz dominiert damit ein Modell, in dem Männer meist in Vollzeit erwerbstätig sind, während Frauen ihre Arbeitszeit zugunsten der Kinderbetreuung reduzieren.

Dies steht nicht im Widerspruch zu individuellen Abmachungen in Familien, wo beide Elternteile Teil- oder Vollzeit arbeiten. Alexandra ist nach dem Mutterschaftsurlaub wieder in den Beruf eingestiegen, doch da beide Elternteile arbeiten und die Großeltern in Deutschland leben, gestaltet sich die Kinderbetreuung mit drei Kindern schwierig. Möglich wird ihre Familienplanung durch flexible Arbeitszeiten und ein reduziertes Arbeitspensum: *»Du kannst auch 40 % arbeiten oder 50, oder 35 %, also diese Flexibilität, die ist hier irgendwie viel mehr gegeben als in Deutschland«* (Alexandra, 33/DE). Nach der Geburt des zweiten Kindes fand sie einen Job, in welchem sie 80–100 % arbeiten sollte; sie verhandelte jedoch geringere Arbeitszeiten und stieg mit 50 % ein. Für Väter ist eine Reduzierung auf eine 80 %-Stelle meist ohne Problem möglich, wovon auch ihr Mann Gebrauch machte. Die Arbeitgebenden sind bei der Familienplanung ein wichtiger Partner für Eltern, da sie über die gesetzlichen Mindestvorgaben hinaus bessere Konditionen für ihre Mitarbeitenden bereitstellen können. Arbeitgebende subventionieren u. a. Kita-Plätze für die Kinder von Mitarbeitenden oder ermöglichen die Reduktion der Arbeitszeiten.

In der Schweiz passt die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau jedoch scheinbar eher zu einer Grundhaltung der Bevölkerung: 34,5 % der Männer und 38,5 % der Frauen geben an, dass kein Hindernis bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf besteht, in Deutschland liegt dieser Wert bei 39,1 % für Männer und 65,8 % für Frauen (Bundesamt für Statistik 2020a: 16–17). Die Erwartungen an die Vereinbarkeit von Familie und Beruf scheinen in Deutschland bei besseren Grundvoraussetzungen höher. Dies heißt in der Erweiterung tendenziell: Schweizer Teilnehmende treffen mit niedrigen Erwartungen auf gute Betreuungsangebote, während deutsche Teilnehmende eine Verschlechterung wahrnehmen.

Für Lisa wäre es unvorstellbar, Hausfrau zu werden: *»Also ich könnte nicht 3 Jahre zuhause bleiben, ich würde ausflippen«* (Lisa, 33/DE). In ihrer Beziehung ist Lisa momentan diejenige, welche ihre Karriere verfolgt – und der Mann wird Hausmann. Derartige Konzepte sind möglich, allerdings nicht vom Staat gefördert. Bei Livia und Mario zeigt sich das gleiche Prinzip aus der Schweizer Perspektive. *»Für mich war immer wichtig, dass ich nur ernsthaft mit jemandem zusammenkomme und Kinder habe, der mich vollends dabei unterstützt, dass ich immer 100 % arbeite. Ich sitze nicht nur zuhause und putze meinen Kindern den Hintern«* (Livia, 44/CH). Livia und ihr Mann Mario konnten diese Vereinbarung in der Schweiz, den USA und auch in Deutschland durchsetzen.

Während viele deutsche Teilnehmerinnen – nicht zuletzt durch ihre Sozialisierung geprägt – in der ausschließlichen Mutterrolle keine Erfüllung finden, wählen andere bewusst oder aufgrund ihrer Lebensumstände das Leben als Hausfrau. **Amalia** gehörte zu letzteren: *»Er hat dann Jobs gehabt, wo er wirklich wahnsinnig gut verdient hat, dann war das auch so gar nie eine Option zu arbeiten. Mir hat es auch gereicht, daheim zu sein mit den Kindern«* (Amalia, 44/DE). Das Schweizer-Modell hat jedoch offensichtliche Schwachstellen. Nach einer Scheidung stand Amalia mit vier Kindern zwischen 9 und 15 allein da und musste sich fernab der Herkunftsfamilie um die Betreuung kümmern. In Vollzeit einer Arbeit nachzugehen ist momentan für sie nicht möglich, was sich in ferner Zukunft auch auf

ihre Rente auswirken wird. Das Schicksal teilt Amalia mit vielen Müttern, welche längere Zeit aus dem Arbeitsleben scheiden, um sich um ihre Kinder zu kümmern.

Eine Rückkehr nach Deutschland wäre möglicherweise mit besseren Betreuungsangeboten und der Nähe zu einem familiären Netzwerk verbunden. Das ist jedoch nicht so simpel. Alexandra erwog nach der Trennung von ihrem Mann die Rückkehr nach Deutschland, was ihr jedoch aufgrund eines Sorgerechtsstreits verwehrt blieb. »Der Gerichtsprozess läuft immer noch, also seit viereinhalb Jahren inzwischen« (Alexandra, 33/DE). Solange der Vater sein Besuchsrecht nicht aufgibt, wird diese Situation wahrscheinlich auch nach der Beilegung des Sorgerechtsstreits bestehen bleiben. Bei Viktoria war dies der Grund, wieso sie ihren Sohn zurücklassen musste und allein in die Schweiz gezogen ist. Ihr Mann wollte erst ebenfalls in die Schweiz ziehen, entschied sich letztlich aber dagegen. Die Ehe zerbrach und Viktoria entschied sich trotzdem für die Schweiz – damit stellt sie eine große Ausnahme dar. Mehrere Teilnehmerinnen verblieben gezwungenermaßen im Zielland, weil sie nicht mit den Kindern ins Heimatland zurückkehren durften. Aufgrund der besseren Grundbedingungen in Deutschland ist der Wunsch zur Rückkehr bei deutschen Teilnehmerinnen jedoch größer.

Ob Alexandra ohne den Sorgerechtsstreit noch in der Schweiz wäre, ist schwierig zu sagen. Mittlerweile hat sie ein neues Glück gefunden und sieht wieder vermehrt Gründe, in der Schweiz zu bleiben: »Es hat halt auch viele Vorteile und die überwiegen« (Alexandra, 33/DE). Durch die Reduzierung der Arbeitszeit auf 50 % und 80 % hat sie mit ihrem neuen Partner einen Weg gefunden, der für beide und die drei Kinder passt. Im Hinblick auf den Schulbesuch ihrer Kinder ist sie sogar positiv gestimmt. »Es ist nicht so wie in Deutschland, manche gehen in den Kindergarten, manche gar nicht, und dann treffen sie alle in der Schule aufeinander« (Alexandra, 33/DE). Wie genau das institutionalisierte Schulsystem in den beiden Staaten greift, zeige ich im folgenden Kapitel.

7.3.2 Schulsystem als Weichenstellung der nächsten Generation

Wir haben uns natürlich ganz, ganz, ganz bewusst und zwar mit ganz viel Energie und letztendlich auch Geld gegen das hiesige Schulsystem gestellt (Ida, 50/DE).

Idas Aussage verdeutlicht, wie stark die Entscheidung für oder gegen bestimmte Bildungswege mit moralischen Vorstellungen von guter Elternschaft und einer »richtigen« Erziehung verknüpft ist. Mit dem Umzug in ein anderes Land geraten vertraute Orientierungen unter Druck: Die eigenen, durch Sozialisierung geprägten Vorstellungen eines guten Lebens und einer angemessenen Bildung treffen auf andere institutionelle Rahmenbedingungen und kulturelle Erwartungen.

Die allgemeine Schulpflicht beginnt in der Schweiz mit 4 oder 5 Jahren und endet mit 15¹⁰. Kinder zwischen 4 und 7 besuchen ein oder zwei Jahre den Kindergarten, bevor sie eingeschult werden¹¹. Von 6 oder 7 bis 12 Jahren besuchen Kinder die Primarschule, ge-

10 Das Alter bezieht sich auf das Alter zum Beginn des Schuljahres im August. Entsprechend gibt es – auch im Deutschen System – immer eine Varianz von einem Jahr.

11 Darauf bezieht sich Alexandra am Ende des letzten Abschnitts: In Deutschland besteht keine Pflicht für Kinder, eine Vorschule zu besuchen, auch wenn diese Angebote häufig genutzt werden.

folgt von der Sekundarschule mit 13 bis 15 Jahren. Die höhere Sekundarbildung schließen Jugendliche üblicherweise mit 19 Jahren ab. In Deutschland umfasst die Bildungspflicht das Alter von 6 bis 18, welches in vier Jahre Primarschule (Alter 6–9), gefolgt von 6 Jahren Sekundar- (Alter 10–15) und drei Jahren höherer Sekundarschule (Alter 16–18) eingeteilt ist (OECD 2020b: 446). In beiden Ländern können Kinder die Schule nach 9 Schuljahren beenden und einer Berufsausbildung nachgehen. Die Quote der Kinder, welche in Deutschland das Gymnasium besucht und ihre Schulbildung mit dem Abitur als Hochschulzugangsberechtigung beendet (39,9 %), ist höher als die der Gymnasiast*innen in der Schweiz (22,1 %) (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2020: 9, Bundesamt für Statistik 2022a).

Das Abitur wird vielerorts in Deutschland als Notwendigkeit erachtet, während diese Ansicht bezüglich der Matura nicht herrscht. »Aktuell erwerben nur etwa 20 Prozent eines Jahrgangs in der Schweiz die Matura [...], was somit eine gewisse Elitebildung bedeutet und vom Staat so gewollt ist« (Reihl 2009: 57). Die niedrige Quote der Gymnasiasten in der Schweiz ist auch unter den Teilnehmenden bekannt. »In St. Gallen gehen, glaube ich, 80 % der Schüler nach der 9. Klasse von der Schule ab« (Ida, 50/DE). Grundsätzlich ist also das Wissen vorhanden, dass weniger Schüler*innen in der Schweiz das Gymnasium besuchen. Trotzdem hält sich bei den deutschen Teilnehmenden – und deutschen Migrant*innen allgemein (Abrassart et al. 2020: 3326) – unabhängig von ihrem Bildungsstand die Ansicht, dass ihre Kinder das Gymnasium besuchen müssen, um später ein Studium zu absolvieren und für den Arbeitsmarkt gerüstet zu sein.

Es ist wichtig zu erwähnen, dass der Bildungsstand der Eltern sicherlich einen Einfluss auf die Erwartungen an das Schulsystem und die Bildung der Kinder hat (Ichou 2014; Spera/Wentzel/Matto 2009), allerdings verläuft der Konflikt beim Thema Matura/Abitur und Studium in meinem Sample vermehrt entlang nationaler Differenzen. Auch tertiär gebildete Schweizer Teilnehmende stellen sich gegen den scheinbaren Zwang, ein Abitur zu erlangen: »Ich finde diesen Gymnasial-Hype völlig übertrieben« (Livia, 44/CH). Livia ist promovierte Mikrobiologin und auch ihr Mann hat einen Masterabschluss, trotzdem reihen sich ihre Aussagen an die anderer Schweizer Teilnehmender mit und ohne Tertiärbildung – und in einen generellen Konsens der Zuschreibung eines höheren sozialen Status für berufliche Abschlüsse (Bolli/Rageth/Renold 2018).

Was Castro-Martin und Cortina bei europäischer Migration beobachten, scheint auch im Falle von Deutschen in der Schweiz teilweise zuzutreffen. »At the same time, those European migrants who do have children in the country of destination still face the challenges of an educational system with which they are not familiar« (Castro-Martin/Cortina 2015: 121). Die Teilnehmenden sind in vielen Fällen nicht vertraut mit dem Schulsystem und begegnen deswegen diversen Hürden, was jedoch nicht wie befürchtet dazu führt, dass die Kinder schlechtere Bildungswege anstreben würden. Im Gegenteil – sie streben öfters einen höheren Bildungsweg an.

Obwohl die Schweizer Norm anders aussieht, erachtete Ida es für die Entwicklung ihres Kindes als wichtig, dass sie weiterhin die Schule besucht. Sie sah bei ihrer Tochter

In der Schweiz beginnt die Schulpflicht vor der Einschulung, der Kindergarten dient entsprechend als Möglichkeit, die Fertigkeiten von Kindern auf ein ähnliches Niveau zu heben.

inhaltlichen und seelischen Nachholbedarf, für den sie in der Schule in einem geschützten Raum Zeit erhalten sollte. Zuvor war die Familie sechs Jahre zurück nach Berlin gezogen, da die Tochter in der Schule große Probleme hatte. Ida hatte in der Schweiz nach einer Alternative zur staatlichen Schule gesucht und fand in einer Privatschule die richtige Unterstützung. Auch andere Teilnehmende bewerten das Schweizer Schulsystem als streng und glauben, dass zu viel Druck auf die Kinder ausgeübt wird. »*Es sind ja immer noch Kinder*« (Alexandra, 33/DE). Ida erhielt für ihre Entscheidung einiges an Gegenwind aus dem Umfeld: »*Unsere Kinder müssen nicht auf so eine Schule gehen, die sind ja klug*« (Ida, 50/DE). Viele Konzepte von individueller Förderung sind in der Schweiz noch nicht angekommen und werden in der Leistungsgesellschaft als Schwäche angesehen. Gleichzeitig scheinen deutsche Teilnehmende ihre Kinder aufs Gymnasium schicken zu wollen, auch wenn diese dort teilweise überfordert sind.

Insbesondere der Übergang zum Gymnasium bereitet Teilnehmenden Sorge: »*Es ist halt sehr streng, das Schulsystem, auch wenn du aufs Gymnasium gehen möchtest, muss man ja so eine Gymi-Prüfung machen und das ist wohl mit sehr viel Druck verbunden*« (Alexandra, 33/DE). Je nach Kanton ist das Schulsystem in der Schweiz unterschiedlich organisiert, weswegen die Aussagen der Teilnehmenden nicht für alle Regionen gelten. Vielerorts ist die Prüfung für den Übergang zum Gymnasium jedoch nur nötig, wenn die Leistung der Kinder nicht entsprechend gut ist. Schüler*innen mit sehr guten Noten können automatisch für die neunte Klasse zum Gymnasium wechseln. Im Schweizer System ist es wie erwähnt üblich, dass nur ein kleiner Anteil der Kinder das Gymnasium besucht, entsprechend gehen nur die besten Schüler*innen diesen Weg. Alexandra hat bereits jetzt Ideen, wie ihre Kinder in der Zukunft ihre Hochschulzugangsberechtigung erhalten können: »*Kinder nach Deutschland schicken für zwei Jahre, dann machen sie da ihr Abitur. [...] Ist wahrscheinlich dann auch mega easy, wenn sie von hier kommen, dann machen sie das mal eben*« (Alexandra, 33/DE). Auch für sie scheint klar, dass ihre Kinder ein Abitur brauchen und später studieren werden, damit sie im Leben erfolgreich sein können.

Die hohe Quote an Gymnasiast*innen im Vergleich zur Schweiz führt zu einem weiterführenden Missverständnis, dass die tertiäre Bildung in Deutschland wichtiger und damit auch häufiger ist. Derartige Aussagen finden sich auch bei den Teilnehmenden wieder, wobei meist deutsche Teilnehmende die Wichtigkeit von tertiärer Bildung für ihre Kinder betonen. Überraschenderweise zeigt sich in Statistiken ein gegenteiliges Bild. Die Quote der tertiär gebildeten Personen ist in der Schweiz in allen Bereichen höher als in Deutschland: Mehr 25-jährige, mehr 65-jährige und mehr Frauen haben eine tertiäre Bildung (OECD 2020b: 50–52). Dies gilt für beide Länder und schließt Zugewanderte ein.

Teilnehmende, welche sich im Rahmen der Familienplanung auch mit dem Schweizer Schulsystem beschäftigt haben, kennen den Grund: »*Der zweite Bildungsweg ist hier fast Gang und gäbe und ist auch sehr unterstützt und erwünscht. Da gibt es sehr viele Wege*« (Alexandra, 33/DE). Kinder gehen nach 9 Jahren von der Schule ab, um eine Ausbildung zu beginnen. Als Teil der Ausbildung oder in einem einjährigen Kurs können Jugendliche eine Berufs- bzw. Fachmaturität erlangen, welche den Zugang zu Fachhochschulen erlaubt. Nach einer erfolgreich bestanden Prüfung, der Passerelle, steht ihnen auch der Weg zu allen Universitäten frei. In der Folge besuchen junge Erwachsene vermehrt Fachhochschulen, welche praxisnah und berufsbegleitend ein Studium ermöglichen. Die Fi-

finanzierung ist bei einem berufsbegleitenden Studium einfacher, zudem zielt es oft direkt auf die nächsten Karriereschritte ab. Da die tertiäre Bildung auf dem zweiten Bildungsweg erlangt wird, sind Absolvent*innen in der Schweiz durchgängig älter als in Deutschland – dies gilt für alle Stufen der Tertiärbildung (OECD 2020b: 442). Obwohl dies Kindern und Jugendlichen mehr Zeit für die Entscheidungsfindung und die eigene Entwicklung gibt, wird der rein schulische Weg von deutschen Teilnehmenden oft als aussichtsreicheres Umfeld bevorzugt¹².

In der Auseinandersetzung mit dem Schulsystem kommen viele Grundannahmen der Teilnehmenden zum Vorschein. Dass deutsche Teilnehmende ein Studium als sinnvollste Option sehen, liegt jedoch nicht nur an der eigenen Sozialisierung. Die meisten Familien gestalten ihr Leben zwischen zwei Kulturen und sind sich bei der eigenen Zukunftsgestaltung unsicher, wo sie stattfinden wird. Zwar verdienen tertiär gebildete in beiden Ländern mehr als Menschen mit Sekundärbildung, in Deutschland ist der Unterschied jedoch einiges größer (OECD 2020b: 89). Der zweite Bildungsweg mit einer Ausbildung funktioniert in der Schweiz meist problemlos, beim Übergang nach Deutschland zeigen sich aber bürokratische Hürden: Die Berufsmaturität wird nicht von allen ausländischen Universitäten anerkannt (Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation SBFJ 2023). Vor diesem Hintergrund gewinnt die tertiäre Bildung über die Maturität an Wichtigkeit. Um den Kindern alle Möglichkeiten – auch die Rückkehr nach Deutschland – offen zu halten, ist der Weg über das Gymnasium zu einem Studium eine sichere Sache.

Ein weiterer Aspekt findet sich in der Zulassungsbeschränkung fürs Studium: In Deutschland unterliegen fast alle Studiengänge einem kompetitiven Numerus Clausus (NC), während in der Schweiz lediglich medizinische und sport- bzw. bewegungswissenschaftliche Studiengänge einem NC unterliegen, welcher jedoch nicht über die Schulnoten definiert wird, sondern durch einen separaten Eignungstest. Wenn das Studium in Deutschland eine Option darstellen soll, müssen die Kinder entsprechend gute Noten aufweisen. Unter den Teilnehmenden wird das Schweizer System aber als schwieriger beurteilt, entsprechend seltener sind sehr gute Abschlussnoten. Dies sorgt bei manchen Kindern dafür, dass sie entweder im Schweizer Schulsystem einem zu hohen Druck ausgeliefert sind oder zeitweise in Deutschland zur Schule gehen. Der Druck kommt also u.a. vom Versuch der Eltern, den Übergang in das andere Schulsystem bzw. Studiensystem offen zu halten.

Auch bei den Schweizer Teilnehmenden ist das Schulsystem ein wichtiges Thema, welches mit ähnlichen Hürden einhergeht. Vorkehrungen treffen auch Livia und Mario, die ihre Kinder zum privaten Französischunterricht schicken, da sie bei einer Rückkehr ins Schweizer Schulsystem ein höheres Niveau aufweisen müssten. »Wenn wir umziehen und [unser Sohn] in die 6. oder 7. Klasse kommt, würde das nicht gehen« (Livia, 44/CH). Dies liegt an der unterschiedlichen ersten Fremdsprache Englisch bzw. Französisch.

In der Umkehr der deutschen Problematik fallen jedoch gewisse Punkte weg. Ein deutsches Abitur oder Studium schadet weder den Arbeitschancen noch den Möglich-

12 Das duale Studium und andere Formen von berufsbegleitenden Angeboten existieren in Deutschland ebenfalls, das Studium an einer Universität nach dem Erlangen des Abiturs stellt jedoch die Norm dar, welche auch in den Narrativen der Teilnehmenden sichtbar wird.

keiten, zwischen den Ländern zu migrieren. Von den Schweizer Teilnehmenden gab es keinerlei Beschwerden, dass das deutsche Schulsystem zu schwierig sei für ihre Kinder. Im Gegenteil wünschten sich manche Eltern mehr Strenge. Kinder müssten in der Schweiz schneller eigenständig sein und würden weniger umhegt, so die Eltern. Kinder dürfen vielerorts nicht von den Eltern in den Kindergarten gebracht werden. Die Narrative deutscher und Schweizer Teilnehmender decken sich in den Kernpunkten, nur wird das System des Ziellandes vermehrt als negativ bewertet: »Was die bemängelt haben am Schweizer Schulsystem, das wünsche ich mir« (Nina, 39/CH). Nina hatte Berichte von deutschen Rückkehrern gelesen, welche das Schulsystem als Rückkehrgrund nannten. Für Nina ist wiederum das deutsche Schulsystem ein Rückkehrgrund, wenn auch bisher die Bleibegründe überwiegen. Die Meinungsverschiedenheit betrifft nicht nur den Inhalt und den Umgang mit den Kindern, sondern auch die Ausbildung der Lehrer: »Ich finde das deutsche Schulsystem eine Katastrophe. Das ist hundsmiserabel, auch die Ausbildung der Lehrer« (Alice, 59/CH). Das Studium an einer Fachhochschule in der Schweiz solle Studierende praxisnah auf ihr zukünftiges Berufsfeld vorbereiten, während das Studium an der Universität in Deutschland zu theoretisch ausfalle. Deutsche Teilnehmende wiederum äußerten die Meinung, das deutsche System beinhalte mehr Pädagogik, was Lehrer*innen auf den Umgang mit Schüler*innen vorbereite, nicht nur auf die Vermittlung von Inhalten.

Was den Rahmen betrifft, wird das deutsche System bevorzugt, da es mit Ganztagschulen und anderen Betreuungsangeboten die Vereinbarkeit von Beruf und Familie vereinfacht: »Das Schulsystem ist grundsätzlich besser organisiert, was den Tagesablauf angeht« (Mario, 44/CH). In Deutschland war es für Mario und seine Frau Livia einfacher, in Vollzeit zu arbeiten, während in der Schweiz zu viel von individuellen Lösungen abhängt. Gleichzeitig sieht Mario auch Hürden, da von den Schulen eine Verfügbarkeit erwartet werde, welche das Paar nicht leisten kann: »Hier wird eine extrem hohe Erwartung an die Eltern gestellt, dass sie im Schulsystem mithelfen« (Mario, 44/CH). Die Eltern sollten zum Basteln unter der Woche in die Schule gehen oder am Wochenende beim Aufräumen helfen. Sind die Eltern bei derartigen Aktivitäten nicht dabei, hat das negative soziale Konsequenzen für das Kind. Für Mario kommt ein Schulwechsel jedoch nicht in Frage, auch wenn ihm gewisse Aspekte des Schulsystems missfallen. »Wir wollten unbedingt, dass [die Kinder] in die öffentliche Schule gehen. [...] Wir wollten nie, dass sie in eine Privatschule gehen, weil das gibt ja nicht wirklich das mit, weswegen man einen Auslandsaufenthalt macht« (Mario, 44/CH). Schlussendlich haben Mario und Livia sich für das deutsche Schulsystem entschieden, da ihnen die kulturelle und gesellschaftliche Komponente wichtiger ist. Diese Entscheidung kommt jedoch auch mit dem Wissen, dass sie nicht in Stein gemeißelt ist.

Letztlich bleibt auch hier die Erkenntnis, dass die Teilnehmenden ihr Leben und das der Kinder aktiv mitgestalten und vor Veränderungen nicht zurückscheuen. Von Lehrer*innengesprächen bei sozialen Konflikten bis zum Schulwechsel bei scheinbar unlösbaren Problemen sind diverse Interventionen möglich. Der Wechsel des Wohnorts als Strategie dafür, dass Kinder in andere Schulen kommen, war bereits Teil des früheren Kapitels zur Wohnsituation (7.1.). Ida und ihre Familie zogen zeitweise zurück nach Deutschland und sowohl sie als auch Michael entschieden sich für die Privatschule, um nicht in das öffentliche Schulsystem zu fallen.

7.3.3 Kindererziehung zwischen zwei Kulturen

Vielleicht ist es dann für ihn umgekehrt, vielleicht fühlt er sich dann in der Schweiz immer als Gast (Mario, 44/CH).

Teilnehmende sehen sich damit konfrontiert, dass ihre Kinder in einem anderen Land und einer anderen Kultur aufwachsen. Dies bedeutet auch, dass die Kinder in ihrer Sozialisierung anderen Einflüssen ausgesetzt sind. Sie verbringen den Großteil ihrer Zeit im Zielland, wodurch sie ein natürliches Verständnis für dessen kulturelle Codes entwickeln, während ihnen genau diese gelebte Vertrautheit beim Heimatland fehlt: »Bei den Kindern ist es anders, da denke ich, die sind hier zur Schule, die haben dieses System mitgekriegt, die wissen, wie das Ganze läuft, die haben einen anderen Zugang. Ich merke das wieder beim Kleineren, wenn wir in der Schweiz sind, dem sind manche Dinge nicht klar, wie es läuft« (Mario, 44/CH).

Der Einfluss des Heimatlandes hängt maßgeblich davon ab, ob beide Elternteile aus dem Heimatland stammen oder welcher Elternteil bei gemischten Paaren vorwiegend die Kindererziehung übernimmt. Bei Partnerschaften mit Kindern sind im deutschen Sample ähnlich viele gemischte wie deutsch-deutsche Paare vorhanden, während im Schweizer Sample gemischte Partnerschaften die Mehrheit ausmachen¹³. Liebe als wichtigster Migrationsgrund für Schweizer Teilnehmende wird hier deutlich sichtbar.

Einige Teilnehmende haben klare Vorstellungen, welche Werte und Normen sie ihren Kindern mitgeben wollen, welche im Zielland weniger Bedeutung einnehmen. Diese gehen oft auf die im Kapitel 6 zur Wahrnehmung beschriebenen Differenzen zurück: »Wir möchten, dass sie etwas pünktlicher sind als Deutsche« (Mario, 44/CH). Einerseits sind dies Verhaltens- und Denkweisen, andererseits aber auch Wissen über das Heimatland bzw. im Heimatland vermitteltes Wissen. Fehlendes Wissen versuchen auch andere Teilnehmende zuhause zu ergänzen: »Das haben wir dann selber gemacht, wenn wir das Gefühl hatten, da kommt was zu kurz, was uns aber wichtig ist« (Ida, 50/DE). Bei Ida betrifft dies schulische und außerschulische Themen, wie z. B. Gartenbau oder Theater.

Sind beide Elternteile aus demselben Heimatland, müssen Werte und Normen oftmals nicht identifiziert werden: »Die Art und Weise, wie wir leben, wie wir kochen, das haben wir schon beibehalten« (Michael, 60/CH). Teilnehmende erwähnen, dass sie nichts Spezifisches vermitteln möchten, sondern ihren Kindern ihre Ideale vorleben wollen. Idas Tochter war zeitweise anwesend während unseres Interviews und durfte selbst antworten, was ihre Eltern anders gemacht haben als Schweizer Eltern: »Nicht so spießig« war die kurze Antwort. Weltoffener seien ihre Eltern, was wiederum als Kontrast zu einer sehr konservativen Wohngegend steht. Auch bei anderen Teilnehmenden fielen ähnliche Beden-

13 Bei Michael, Thomas, Mario und Livia stammen beide Elternteile aus der Schweiz, bei Rosa, Lena, Ida, Eric und Jette beide aus Deutschland. Bei gemischten Partnerschaften (inklusive Drittländer) verleiben Frederike, Tim, Lisa, Amalia im deutschen, Klara, Alice, Romina, Ulrich, Annemarie, Arnold, Martin, Jessica, Nina, Martha und Ursula im Schweizer Sample. Alexandra war erst mit einem Schweizer Partner, und ist nun in zweiter Ehe mit einem deutschen Partner zusammen. Hannah hat sich nach einigen Jahren von ihrem deutschen Ehemann scheiden lassen und erzieht ihre Kinder allein. Eltern, deren Kinder nicht im Zielland aufgewachsen sind, werden hier nicht berücksichtigt.

ken: »Dass er kein Bünzli¹⁴ wird, kein Kleingeist« (Lisa, 33/DE). Dieser Wunsch ist nicht auf deutsche Teilnehmende beschränkt. Schweizer Teilnehmende betonen die Multikulturalität der Schweiz und als kleines Land eine stärkere Auseinandersetzung mit der Welt, welche zu einer größeren Weltoffenheit führt. Diese Weltsicht und Offenheit wollen sie den Kindern mitgeben: »Weltoffenheit. Einfach mal die Welt bereisen und schauen, wie es anderswo ist, das ist in der Schweiz ausgeprägter und möchte ich unbedingt mitgeben« (Mario, 44/CH). Einleuchtend scheint, dass die Teilnehmenden selbst als Migrant*innen mit ihren individuellen Erfahrungen im Vergleich zur Gesamtbevölkerung weltoffener und toleranter geworden sind, und dies der nächsten Generation mitgeben wollen.

Welche Aspekte der Sozialisierung Kinder letztlich annehmen, ist schwierig vorauszusagen. Bei Thomas zeigt sich, dass die Sozialisierung keineswegs exklusiv wirkt: »Wenn sie mit Schweizern zusammen sind, sind sie schweizerisch und wenn sie mit Deutschen zusammen sind, sind sie deutsch. Und das ist natürlich etwas, was ich nie erreiche« (Thomas, 62/CH). Thomas' Kinder nutzen ganz natürlich beide Einflüsse, um alltägliche Situationen zu verstehen und zu bewältigen. »Wer bezahlt jetzt, wer gibt das Kommando, wie bestellt man, wie behandelt man andere Leute, dass das irgendwie bewusst ist, dass das in Deutschland anders ist als in der Schweiz« (ebd.). Im Unterschied zu Thomas, welcher nach fast 30 Jahren in Deutschland immer noch als Schweizer zu erkennen ist, sind seine Kinder in beiden Ländern akkulturiert. Thomas' Kinder besitzen eine Vielzahl an Registern (Ahearn 2017: 140), welche sie bei sozialen Praktiken in beiden Kulturen anwenden können: »Sie sind wirklich bilingue, bikulturalisiert sind die, bisozialisiert und zwar wirklich 100 % Schweizer sowie 100 % Deutsch. Das ist fast nicht möglich, aber es ist so« (Thomas, 62/CH). Thomas betont jedoch häufige Besuche in der Schweiz und Schweizerdeutsch als alleinige Sprache im Haushalt, ohne die eine erfolgreiche Vermittlung der Sprache und Kultur schwierig vorstellbar ist. Hinzu kommt die Wahrnehmung von Heimat- und Zielland, welche positiv konnotiert sein müssen, damit die Kinder die Inhalte aufnehmen.

Das Zusammenspiel von Wahrnehmung und Kultur sieht man besonders gut beim Beispiel der Sprache, welche auch bei der Kindererziehung ein kontroverses Thema bleibt. Das Zuhause stellt oft, wenn überhaupt, den einzigen Raum dar, in welchem die Sprache des Heimatlandes gesprochen werden kann. Bei gemischten Paaren kann sowohl die Sprache des Ziel-, Heimat- oder eines Drittlandes gesprochen werden. Einfluss hat jedoch auch die Quantität, mit der die Kinder der jeweiligen Sprache ausgesetzt sind. »Die Große hatte natürlich gerade in der ersten Zeit viel von ihrer Mama« (Martin, 33/CH). Martin spricht zwar mit seinen Kindern Schweizerdeutsch, er verbringt jedoch aufgrund seiner Arbeit nicht so viel Zeit mit den Kindern wie die Mutter. Bei Mario und Livias Kindern hat die Zeit einen entscheidenden Unterschied gemacht: Die erstgeborene Tochter spricht und denkt Schweizerdeutsch, während der Sohn erst in Deutschland sprechen lernte, weswegen ihm Hochdeutsch scheinbar näher liegt – obwohl Zuhause ausschließlich Schweizerdeutsch gesprochen wird.

Sowohl deutsche als auch Schweizer Kinder sind durchgehend der Sprache des Ziellandes ausgesetzt. Kinder von Schweizer Teilnehmenden waren allerdings häufiger nicht

14 Spieß, Spießbürger und Bünzli sind Synonyme, welche besonders engstirnige, geistig unbewegliche Menschen beschreiben.

in der Lage, die Herkunftssprache ihrer Eltern zu sprechen. Im Falle von Schweizerdeutsch erschweren fehlende schriftliche Medienerzeugnisse und mediale Repräsentation im deutschen Umfeld die Sprachvermittlung. Deutsche Kinder hingegen können im Fernsehen synchronisierte Serien und Filme auf Hochdeutsch schauen, Bücher auf Hochdeutsch lesen und in der Schule Hochdeutsch sprechen. Quantitativ bieten sich ihnen mehr Möglichkeiten, sich mit ihrer Herkunftssprache auseinanderzusetzen.

Ein weiterer Einfluss bei der Sprachvermittlung der Kinder ist die Sprachideologie: *»Bilingualism does not result automatically from mere exposure to two languages, however. There is evidence that social factors and language ideologies can sometimes prevent children from becoming fluent in a given language despite frequent exposure to it«* (Ahearn 2017: 78). Die Sprachideologie der eigenen Familie sowie äußere Faktoren haben einen starken Einfluss auf die Kinder. Eltern beider Gruppen legen großen Wert auf die Vermittlung der Heimatsprache: *»Wir versuchen natürlich, dass sie hochdeutsch sprechen, weil das ja auch total der Vorteil ist«* (Alexandra, 33/DE). Während deutsche Teilnehmende vermehrt Argumente von sachlichen Vorteilen und sprachlicher Korrektheit anbringen, finden sich bei Schweizer*innen eher emotionale Argumente. Dies zeigt sich beispielweise in der Auseinandersetzung mit der Verwandtschaft: *»Da wäre sonst eine Barriere drin, wenn es nicht die gleiche Sprache ist«* (Annemarie, 37/CH). Für viele Schweizer Teilnehmende ist Schweizerdeutsch eine Herzensangelegenheit, da die Sprache als Teil der Identität auch die Verbindung zur Schweiz herstellt. *»Es liegt mir am Herzen, dass meine Kinder Schweizerdeutsch sprechen«* (Martin, 33/CH). Martin möchte zudem, dass seine Kinder Schweizerdeutsch sprechen, weil es ihnen bei einer eventuellen Rückkehr Vorteile im Berufs- und Sozialleben in der Schweiz gewähren könnte.

Diese weitreichenden Gedanken erreichen die Kinder im jungen Alter kaum. Schweizer Teilnehmende berichten oft davon, dass ihre Kinder einfach nie Schweizerdeutsch sprechen wollten. Nicht alle Schweizer Teilnehmenden sprechen zuhause Schweizerdeutsch, insbesondere bei schweizerisch-deutschen Paaren. Manche sprechen ausschließlich mit den Kindern Schweizerdeutsch, nicht jedoch mit dem Partner, andere verzichten gänzlich darauf. Entsprechend fehlt den Kindern die kontinuierliche Auseinandersetzung mit der Heimatsprache. Zusammen mit einer gewissen Faszination für das Hochdeutsche und einem Gefühl sprachlicher Unterlegenheit des Schweizerdeutschen, kann Kindern vermittelt werden, dass diese Sprache es nicht wert ist, erlernt zu werden. Im Vergleich zum Hochdeutschen in der Schweiz, kann es zumindest nicht auf negative Sprachideologien im Zielland zurückgeführt werden.

Dies ist wiederum in der Schweiz der Fall. Kinder deutscher Teilnehmender sind in ihrem Umfeld im Alltag umgeben von Schweizerdeutsch. Entsprechend schließt Fabian: *»Schweizerdeutsch wird sich nicht verhindern lassen, weil sie geht ja in die Kita, und im Kindergarten und der Schule, mit ihren Freunden«* (Fabian, 44/DE). Entgegen Fabians Aussage, lernen nicht alle Kinder deutscher Eltern Schweizerdeutsch. Viele deutsche Teilnehmende besitzen eine abwertende Haltung gegenüber dem Schweizerdeutschen und geben diese implizit oder explizit weiter. Fabian stellt hier eine Ausnahme dar: *»Das Einzige, wo ich Wert drauflegen würde, ist, dass sie vernünftig spricht. Das geht auch mit Schweizerdeutsch«* (Fabian, 44/DE). Er ist einer der wenigen Elternteile, die explizit betonen, dass Schweizerdeutsch »vernünftig« sein kann – wobei gerade diese Betonung zeigt, dass dies nicht dem Grundtenor unter Deutschen entspricht. Dies wurde bereits im Abschnitt zur Sprache

deutlich. Bei hochdeutsch sprechenden Kindern kann zusätzlich die soziale Komponente eine Rolle spielen. Kinder erfahren oft die ungefilterte Germanophobie und reagieren im Extremfall auf zwei Arten: Widerstand, indem sie sich auf ihre deutsche Identität stützen, oder Assimilation, indem sie alles ablegen wollen, was deutsch ist.

Für viele Eltern wird jedoch nicht klar, wieso ihre Kinder die eine, die andere oder beide Sprachen sprechen, da die Kinder dies wahrscheinlich selbst weder verstehen noch äußern können. Beim Stammtisch des Schweizer Vereins war das Thema Spracherwerb der Kinder ein wiederkehrendes Thema. Es wurden persönliche Erfahrungen besprochen, aber auch der Umgang mit Sprache im Zuhause und die Methoden der Sprachvermittlung, um wichtige Einflüsse identifizieren zu können. Dabei wurde immer wieder klar, dass soziale Faktoren entscheidend sind und nicht die didaktischen Fähigkeiten der Eltern. Grundsätzlich wollten die Eltern, dass ihre Kinder Schweizerdeutsch sprechen können. War dies jedoch nicht der Fall, schien es wie ein Scheitern von Seiten der Eltern. Entsprechend bewundernd äußerten sich die Teilnehmenden über Eltern, die ihren Kindern erfolgreich Schweizerdeutsch vermittelten. Abseits der Heimat gaben viele ihre Bemühungen auf, wenn die Kinder sich gegen Schweizerdeutsch stellten.

7.3.4 Wertschätzung eigener Traditionen

Ich wünschte, mein Sohn würde Fußball spielen (Alexandra, 33/DE).

Fußball ist für Alexandra mehr als nur ein Sport, die ganze Familie war in ihrer Kindheit mit involviert: »Das war unser Familienausflug, wir waren immer auf dem Sportplatz« (Alexandra, 33/DE). Entsprechend wünscht sie sich, ihr Sohn würde Fußball spielen, damit sie die Tradition aus ihrer Kindheit weitertragen kann. Fußball ist in Deutschland sowohl als aktiv ausgeübter Sport als auch für Zuschauende ein populäres Hobby. Interessant ist Alexandras Erklärung, wieso ihr Sohn stattdessen Unihockey (Floorball) spielt: »Er will Unihockey spielen, weil es von der Gesellschaft so verlangt wird, dass die Jungs Unihockey spielen [...] Unihockey ist das Fußball der Schweiz« (ebd.). Ihr Schweizer Umfeld sorgt scheinbar über sozialen Druck dafür, dass der Sohn kein Fußball spielen möchte – was Alexandra als repräsentativ für die gesamte Schweiz sieht. Fußball ist jedoch auch in der Schweiz die beliebteste Mannschaftssportart¹⁵. Was auch bei anderen Teilnehmenden zum Vorschein kommt, ist eine gewisse Verbindung von Fußball und einer deutschen Identität. In Deutschland sind viele Aspekte von Nationalität verpönt, insbesondere jegliche Formen von Nationalstolz. »Irgendwie die deutsche Flagge hochhalten abgesehen von Fußball? Schwierig« (Sophie, 31/DE). Die deutsche Fußballnationalmannschaft ist eine von wenigen Instanzen, welche scheinbar das Land hinter sich vereinen kann.

In diesem Kapitel geht es in der Erweiterung zur Kindererziehung zwischen zwei Kulturen um spezifische Traditionen, Interessen und materielle Güter, welche an die zweite Generation weitergegeben werden. Auch in diesem Bereich identifizieren die Teilnehmenden bestimmte Dinge, welche in ihrer Kindheit und im Heimatland präsent sind, im Zielland jedoch unbekannt, unpopulär oder anders gehandhabt werden.

15 Neben diversen populären Einzelsportarten spielen in der Schweiz auch mehr Menschen Volleyball als Unihockey (Lamprecht et al. 2017: 15).

Was die Teilnehmenden erwähnen, ist eine Kombination aus im Zielland fehlenden und für sie wichtigen Faktoren. Diese scheinbar alltäglichen Praktiken und Objekte – ob Sportarten, Feiertage oder Dekorationen – sind zugleich Träger regionaler und nationaler Identität. Während nationale Symbolik in der Schweiz offen gepflegt und als Teil eines gemeinsamen kulturellen Erbes verstanden wird, ist sie in Deutschland stark durch die historische Auseinandersetzung mit Nationalismus geprägt und wird entsprechend vorsichtiger oder distanzierter behandelt. Gerade im familiären Alltag zeigt sich, wie Eltern diese unterschiedlichen Bedeutungen nationaler Identität aushandeln und entscheiden, was sie an ihre Kinder weitergeben – und was nicht.

Die historische Entwicklung, aber auch die territoriale Größe Deutschlands, sorgen dafür, dass es weniger nationale Traditionen und Symbole gibt, welche Eltern an ihre Kinder weitergeben wollen. Eine deutsche Identität wird im Ausland oft an Klischeevorstellungen Süddeutschlands festgemacht, welche im Großteil Deutschlands nicht geteilt wird. Alternative gesamtdeutsche Identitäten und Symbole, welche an Kinder weitergegeben werden könnten, fehlen in diesem Sinne. Deutsche Teilnehmende identifizieren stattdessen regionale Aspekte als identitätsstiftend. Um das Weihnachtsfest so zu feiern, wie sie es aus der Heimat kennt, hat Lena beispielsweise ihre Schwibbbögen, eine traditionelle Weihnachtsdekoration aus dem Erzgebirge, aus Deutschland mitgenommen.

Eine Flagge des Heimatlandes im Garten aufzuhängen, wie Martin dies getan hat, ist für viele Deutsche unvorstellbar und wird als Ausdruck von Nationalismus beargwöhnt. Martin besitzt diverse Schweizer Symbole: »Wir haben zum Beispiel eine große Trychlä zuhause« (Martin, 33/CH). Die großen Kuhglocken werden nicht nur für Kühe genutzt, sondern auch für diverse Bräuche oder auch als reine Dekoration. Obwohl die Glocken hauptsächlich im Alpenraum gebräuchlich sind, geht ihre Symbolik weit darüber hinaus: »Das ist so ein typisches Zeichen für die Schweiz, so eine große Glocke« (ebd.). Durch die Bemühungen, eine nationale Einheit zu kreieren und zu pflegen, entstanden diverse »Schweizer« Traditionen und Symboliken: »Ich versuche ihnen die Traditionen beizubringen, was ist ein Alphorn, was ist Schwingen¹⁶, einen Appenzeller Gurt mit Kühen drauf haben wir, um das auch zu leben hier, die Klischees abzudecken« (Martin, 33/CH). In der Schweiz haben Bestrebungen, die nationale Identität zu festigen, dazu geführt, dass auch Menschen in Städten sich mit ländlichen Symbolen identifizieren können. Zudem gibt es diverse Produkte mit Schweiz-Bezug, welche großen Anklang finden.

Andere Traditionen und Gegenstände gehen auf die eigene Kindheit zurück. Die Teilnehmenden identifizieren prägende Aspekte in ihrer Kindheit, die sie im Zielland explizit aufrechterhalten und an die nächste Generation weitergeben wollen. Martin liest mit seinen Kindern Bücher, mit welchen er in der Schweiz aufgewachsen ist: »Ich habe schon überlegt, ob ich mal Papa Moll mitbringen soll, aber ich habe schon genug zu tun mit Globi. Pingu gibt es noch, den hatten wir auch« (Martin, 33/CH). Papa Moll, Globi und Pingu sind beliebte schweizerische Comics, Kinderbücher und eine Trickfilmserie¹⁷. Auf dem von

16 Schwingen wird oft als Schweizer Nationalsport bezeichnet. Es handelt sich dabei um eine Art Ringkampf in einem Ring aus Sägemehl.

17 Die Comics und Kinderbücher wurden teilweise auf Französisch und Italienisch übersetzt. Pingu bedient sich eines Grammelots und bedarf keiner Übersetzung.

Deutschland dominierten deutschsprachigen Markt müssen deutsche Teilnehmer*innen weniger spezifisch nach »ihren« Geschichten suchen, während Schweizer Werke oft als solche vermarktet werden. Deutsche Werke zur Auswahl gäbe es ausreichend – von Biene Maja und Tabaluga bis zum Pumuckl – allerdings wurden keinerlei mediale Werke von deutschen Teilnehmenden erwähnt. Über die deutschen Fernsehsender, Bücher und Hörspiele sind diese Figuren auch in der Schweiz bekannt und präsent, es erfordert daher kein persönliches Engagement seitens der Eltern, damit ihre Kinder mit diesen Figuren aufwachsen können.

Anders sieht dies bei der Schultüte aus: Das Einschulungsfest und die Schultüte – eine mit Süßigkeiten, kleinen Spielzeugen und Schulsachen gefüllte Spitztüte aus Pappe – sind deutschlandweit eine gefeierte Tradition, welche in der Schweiz gänzlich unbekannt ist. »Ich hätte gern ein schönes Einschulungsfest gehabt für [meinen Sohn]. Klassisch, wie es in Deutschland ist, das gibt es hier nicht« (Alexandra, 33/DE). Ida hatte für die Einschulung ihrer Tochter eine große Feier geplant und sogar der Großvater war extra aus Deutschland angereist. Ausgestattet mit der selbst gebastelten Schultüte begleiteten sie ihr Kind in die Schule: »Ich hatte für unsere Tochter eine Schultüte gebastelt, wie ich das aus meiner Kindheit kannte, wie mein Mann das aus seiner Kindheit kannte und dann waren wir natürlich die einzigen mit so einem Ding und kein einziges deutsches Ehepaar hatte eine Schultüte dabei« (Ida, 50/DE). Wie Ida später erfuhr, schenkten andere deutsche Eltern ihren Kindern auch eine Schultüte und feierten den Schulanfang, sie taten dies jedoch »heimlich« (ebd.) zuhause. Der Konflikt entsteht bei der Einschulung, da es gerade in der Schweiz der Eintritt in ein System ist, in welchem die Gleichbehandlung wichtig ist. »[Meine Schwiegermutter] sagt das ist ein Tag wie jeder andere« (Alexandra, 33/DE). Als normaler Tag wird die Einschulung der Kinder nicht gefeiert. Zwar begleiten viele Eltern ihre Kinder in die Schule, sie verlassen den Klassenraum aber nach einiger Zeit, damit die Schule beginnen kann. Um es den Kindern leichter zu machen und nicht direkt beim Schulbeginn aufzufallen, sagt sie heute, hätte sie es vielleicht ebenfalls lassen sollen. Für Ida ist die Einschulungsfeier und die Schultüte jedoch eine wichtige Tradition, die sie ihren Kindern mitgeben wollte: »Das ist ein Stück weit eine Tradition, die ich so schon aus den 70ern kenne und die wir irgendwie weitergetragen haben auch im Prinzip gegen das, was hier Usus ist und geschätzt wird« (Ida, 50/DE). Die Teilnehmenden müssen eine Balance zwischen der Bewahrung ihrer eigenen Traditionen und der Wahrnehmung des Ziellandes wahren, insbesondere wenn die Ausführung nicht im Privaten geschieht.

Ein letzter Aspekt, den Teilnehmende an ihre Kinder weitergeben möchten, betrifft kulinarische Traditionen. Beim Essen finden sich diverse Ähnlichkeiten zwischen der Schweiz und Deutschland, wenn auch multikulturelle Einflüsse in der Schweiz stärker und länger vorhanden sind: »Der italienische Einfluss, der französische Einfluss und der deutsche Einfluss, das ist halt schon eine größere Vielfalt« (Mario, 44/CH). Trotz dieser Vielfalt haben sich in der Schweiz auch eine nationale Küche und spezifische Nationalgerichte entwickelt, welche die Schweizer Teilnehmenden ihren Kindern mitgeben möchten: »Die klassischen Schweizer Essen sind Rösti, Fondue, sind diese Käsesachen, Raclette« (ebd.). Diese drei Nationalgerichte gelten als typisch schweizerisch. Hinzu kommt Schokolade: »Jeder Kinderbetreuerin mussten wir sagen: Schokolade ist ein Grundnahrungsmittel« (ebd.). Zwar wird auch in Deutschland viel Schokolade konsumiert, in der Schweiz ist Schokolade jedoch stark mit der eigenen nationalen Identität verbunden und wird auf diese Weise ein

kulturelles Gut. Dass Essen für die Schweizer Teilnehmenden relevanter ist, kann auch daran liegen, dass gewisse traditionelle Gerichte die Form von Ritualen annehmen: »Wir essen ab und zu mal Fondue, ist jedes Mal ein Desaster. Ja, weil das so traditionell ist und so viele Regeln mitbringt, dass es für Kinder schwer zu verstehen ist. ›Papa, wieso ist das jetzt blöd, wenn mein Brot reingefallen ist? Wieso muss ich umrühren und nicht einfach nur eintunken?‹« (Martin, 33/CH).

Beim Fondue gibt es bestimmte ritualisierte Handlungen und Regeln zu befolgen, welche über den reinen Konsum hinausgehen. Zudem nimmt die soziale Komponente an Bedeutung zu, sowohl bei Fondue als auch bei Raclette. Bei traditionellen Gerichten spielt für die Teilnehmenden nicht nur das Gericht selbst, sondern auch die richtige Zubereitungsart eine zentrale Rolle. Raclette ist ein gutes Beispiel: Das Gericht ist gerade zu Silvester in Deutschland beliebt geworden, jedoch wird oftmals eine veränderte Form mit zusätzlichem Gemüse und Fleisch, statt nur mit Käse und Kartoffeln, zubereitet. Mario erwähnt beim Fondue zudem den Alkohol, auf welchen nicht verzichtet wird: »Fondue machen wir ja mit Weißwein, alles andere ist für uns kein Fondue. Und das wird halt den Kindern auch gegeben« (Mario, 44/CH). Das Originalrezept und die mit dem Gericht verbundenen Praktiken sind Teil der Tradition, welche bewahrt werden soll.

Während deutsche Teilnehmende weniger essensspezifische Traditionen vermissen, gibt es bestimmte Lebensmittel, welche ihnen fehlen; z.B. spezifische Würste oder Brotsorten. Auch Deutschland besitzt viele ikonische Gerichte, diese sind jedoch erneut in der regionalen Küche begründet, z.B. Spätzle oder Currywurst. Ein deutschlandweites Nationalgericht fehlt in diesem Diskurs (Barlösius 1988: 425). Grundsätzlich pflegen und vermitteln beide Gruppen bestimmte Traditionen an ihre Kinder weiter. Während Schweizer Teilnehmende dabei häufig auf nationale Symbole und Praktiken verweisen – wobei auch regionale Besonderheiten als typisch schweizerisch gerahmt werden –, betonen deutsche Teilnehmende stärker die Eigenheiten ihrer jeweiligen Herkunftsregion.

7.4 Verbindungen zwischen Heimat- und Zielland

Es ist eigentlich ein bisschen auf allen Ebenen. Einerseits durch den [Auslandschweizer-] Rat, andererseits eben auch durch die Familie, welche sicher eine extreme Bindung gibt. Nicht nur, dass man häufig geht, sondern auch, dass man immer im Bild ist. Wenn ich mit meiner Mutter telefoniere, dann kauen wir alles durch, was in der Schweiz passiert ist, dann bin ich nachher up to date in allen Belangen. Aber es ist auch, dass ich den Kontakt mit Freunden noch pflege in der Schweiz, ganz bewusst, weil, es geht verloren, wenn man es nicht aktiv pflegt. Und ich habe mich dazu entschieden das aktiv zu pflegen (Annemarie, 37/CH).

Annemarie vereint auf allen Ebenen die Verbindungen, die man mit dem Heimatland haben kann. Auf institutioneller Ebene gibt es die Vereine: Annemarie ist zur Zeit des Interviews im Präsidium des Schweizer Vereins in Hamburg und der Auslandschweizer-Organisation Deutschland sowie Teil des Auslandschweizerrates. Damit erfolgt eine gewisse politische Involviertheit, welche sich auch im Medienkonsum niederschlägt. Auf

privater Ebene pflegt sie über verschiedene Kommunikationsmedien und Besuche regen Kontakt zu alten Freundschaftsnetzwerken und zur Familie. Bei Annemarie entstammt diese intensive Auseinandersetzung einer tiefen Verbundenheit mit dem Heimatland.

Die Ausprägung der Verbindungen zum Heimatland und die Ebene, auf welcher diese wie ausgestaltet sind, ist von Person zu Person unterschiedlich. In beiden Gruppen findet sich niemand, der ein komplett ablehnendes Verhältnis zum Heimatland pflegen würde. In irgendeiner Art ist das Heimatland immer präsent, wenn auch nur im Kontakt mit der engeren Familie oder durch seltene Besuche. In diesem Abschnitt gehe ich auf die Mediennutzung und gegenseitige Besuche im Heimat- und Zielland ein. Ein Schweizer Verein oder die Facebookgruppe sind weitere Anknüpfungspunkte, über die gewisse Informationen ausgetauscht werden. Heimatvereine verbinden Aspekte der Lebensgestaltung mit der empfundenen Zugehörigkeit zu einem Land. Um Wiederholungen zu vermeiden, wird das Thema als Ganzes im Kapitel zur Zugehörigkeit abgehandelt.

Was bei Annemarie als *»immer im Bild«* sein benannt wurde, ist der Konsum von Medien aus dem Heimatland bzw. die Berichterstattung über das Heimatland. Viele Teilnehmende nutzen bestimmte deutschsprachige Zeitungen, Fernseh- oder Radiosender: *»Es hat so eine gewisse Qualität, auf die man sich verlassen kann«* (Romina, 38/CH). Die Qualität von Schweizer Radiosendern steht bei Romina nicht im Konflikt mit qualitativ guten deutschen Radiosendungen. Nina hingegen bevorzugt Schweizer Medien, weil diese eine neutralere, weniger polemische Haltung auswiesen: *»Da kann man schon sagen, die berichten differenzierter«* (Nina, 39/CH). Demgegenüber stehen große deutsche Zeitungen wie die Zeit und die Frankfurter Allgemeine Zeitung, welche sowohl von Schweizer als auch deutschen Teilnehmenden gelesen und für ihre Qualität geschätzt werden. Gerade bei Nachrichten und Zeitungen wird auch die Berichterstattung aus anderen Ländern u.a. dem Zielland aber auch Drittländern, geschätzt. *»Es ist ja nicht so, dass ich ausschließlich Schweizer Medien schaue«* (Annemarie, 37/CH). Gleichzeitig ist auch die Verfügbarkeit ausschlaggebend; das Onlinemagazin *20 Minuten* besitzt eine gewisse Popularität, ohne für besonders hohe Qualität zu stehen. Es enthält regionale Nachrichten, welche in größeren Zeitungen oft nicht abgedeckt werden. Hinzu kommen diverse Apps, welche z.T. personalisierte Nachrichten liefern. Insgesamt gestaltet sich der Konsum von Nachrichten divers; vom lokalen Ortsblatt bis zu internationalen Nachrichten aus dem Heimat-, dem Zielland und Drittländern kreieren die Teilnehmenden meiner Studie ihren eigenen Medienmix.

Die große Verfügbarkeit von Informationen führt jedoch nicht automatisch zu einem unbegrenzten oder gleichbleibend hohen Konsum. Einige Teilnehmende stellten sich gegen den übermäßigen Konsum von Nachrichten, da *»man sich eh so machtlos fühlt«* (Sonja, 55/CH). Dies nahm gerade im deutschen Sample zu, da diese Interviews während der Covid-19-Pandemie geführt wurden. Andere mussten ihren Konsum aufgrund zeitlicher Einschränkungen limitieren: *»Dann muss ich einfach sagen, es ist zu viel. Ich habe viel zu tun und für mich ist wichtig, dass ich hier lokal informiert bin«* (Alice, 59/CH). Bei Alice entsteht diese Priorisierung aufgrund abnehmender Beziehungen in die Schweiz. Der Medienkonsum dient als Grundlage für viele Gespräche und soziale Beziehungen, daher werden die Medien genutzt, welche für die Pflege der aktiven Netzwerke relevant sind. Gerade die Familie übernimmt zusätzlich die Übermittlung regionaler Neuigkeiten aus dem Heimatland: *»Alles andere erzählt mir meine Mutter«* (Maja, 37/DE).

Bei der Verfügbarkeit gibt es eine zusätzliche Asymmetrie, da die Berichterstattung in der Schweiz Deutschland beinhaltet, in Deutschland jedoch nur sehr selten über die Schweiz berichtet wird: »Wir sind das Nachbarland. Wenn du nicht 3sat oder »10 vor 10« schaust, hast du null Ahnung«¹⁸ (Jonas, 53/CH). Deutsche Teilnehmende können daher nur Schweizer Nachrichten schauen und sind trotzdem über die wichtigsten Entwicklungen in Deutschland informiert, während dies in die Gegenrichtung nicht der Fall ist. Es erfordert daher einige bewusste Schritte: »Auf meinem Handy ist die SRF-App installiert. Meine Nachrichten siehe ich von dort, nicht von der ARD« (Annemarie, 37/CH). Das gleiche gilt für kulturelle Schweizer Medien, da Sendungen, Musik oder Filme aus der Schweiz in Deutschland – mit einigen Ausnahmen – kaum veröffentlicht werden. »Ich liebe ja Schweizer Musik« (Jonas, 53/CH). Dank der digitalen Angebote ist es für Jonas kein Problem mehr, online Schweizer Radio zu hören; online auf Schweizer Serien zuzugreifen ist wiederum aus dem Ausland oft nicht möglich. Grundsätzlich helfen die vielen online verfügbaren Angebote, den Zugriff auf Schweizer Medien in Deutschland zu vereinfachen.

Zu den wenigen Medien, welche Auslandschweizer*innen direkt geliefert werden, gehören die Wahlhefte als Information vor bevorstehenden Volksentscheiden. In Ergänzung zum normalen Medienkonsum fühlen sich die Teilnehmenden daher trotz Wissenslücken gut informiert. »Ich recherchiere halt auf ein Thema hin, ich habe z.B. keine Ahnung, wer die Bundesräte sind in der Schweiz« (Martin, 33/CH). Faktisches Wissen lässt sich nachschlagen, daher wird es mit der Zeit unwichtiger als Zusammenhänge.

Die meisten Teilnehmenden nehmen ihre politischen Rechte wahr, indem sie im Heimatland wählen. Für Schweizer Teilnehmende bedeutet dies eine größere Involviertheit aufgrund des unterschiedlichen Wahlsystems. »Das politische System in der Schweiz ist zwar komplex und schwierig, aber es funktioniert und ich bin der Meinung, der mündige Bürger hat da mehr von« (Ulrich, 65/CH). Partner*innen von Schweizer Teilnehmenden oder deutsche Teilnehmende mit Schweizer Partner*innen zeigen oft ein großes Interesse an den Schweizer Wahlen, den Wahlunterlagen und dem gesamten demokratischen Prozess, da es für sie einen Grad der Mitbestimmung erreicht, den sie selbst nicht kennen. »Was ich [in der Schweiz] einfach toll finde, ist, dass bei allem abgestimmt wird und dass man seine Meinung sagen kann« (Sophie, 31/DE).

Einige Teilnehmende verzichten aus Desinteresse auf ihr Wahlrecht, andere wiederum möchten den Einwohner*innen die Wahl überlassen. »Entweder sagt man, man muss innovativer sein bei Abstimmungen, oder man ist so extrem konservativ« (Jonas, 53/CH). Jonas verweist auf seine Wahrnehmung, dass Auslandschweizer*innen durch ihre Migrationserfahrung einerseits offener geworden seien, gleichzeitig aber ein idealisiertes, oft veraltetes Bild von der Schweiz hätten, das sie bewahren wollten. Beides entspräche nicht der Schweizer Bevölkerung, die Wahlentscheidungen letztlich am meisten betreffe. Tatsächlich sind Auslandschweizer*innen »öffnungs- und reformorientierter und somit weniger konservativ als die Daheimgebliebenen« (Hermann 2012: 3–4). Teilnehmende ohne Rückkehr-

18 »10 vor 10« sind die Schweizer Abendnachrichten, während 3sat als Gemeinschaftseinrichtung auch Sendungen aus dem Schweizer Fernsehen überträgt.

wunsch, welche kein Eigeninteresse verfolgen, verzichten in diesem Sinne eher auf ihr Wahlrecht¹⁹.

7.4.1 Besucher*innen im Zielland

Oft machen wir es so, dass sie herkommen für ein Wochenende. Dann sehen wir so alle guten Freunde 1-2-mal im Jahr, aber dafür ein Wochenende (Alexandra, 33/DE).

Einige Migrant*innen erhalten regelmäßig Besuch aus ihrem Herkunftsland. Diese Aufenthalte sind meist kurz, aber intensiv. Sie verdichten soziale Beziehungen auf wenige Tage und schaffen Momente der Vertrautheit im Alltag des Ziellandes. Für viele gehören diese Besuche zum wiederkehrenden Jahresrhythmus – besondere Wochenenden oder Urlaubsphasen, in denen Nähe trotz räumlicher Distanz erfahrbar wird. Wenn Freund*innen oder Familienmitglieder aus dem Herkunftsland zu Besuch kommen, überlagern sich unterschiedliche Lebenswelten. Für die Gastgeber*innen bieten diese Besuche die Gelegenheit, die neue Lebenssituation zu präsentieren – zu zeigen, dass sie gut angekommen sind, sich wohlfühlen und ein gelungenes, stabiles Leben führen.

Alexandra bleibt durch die Besuche ihrer Freund*innen trotz dreier Kleinkinder in regelmäßigem Kontakt. Auch bei Laila sind es die guten Freundschaften, welche teilweise seit der Kindheit bestehen, welche trotz der Entfernung gepflegt werden. »In der Schweiz hatte ich ein paar Kolleginnen, die ich über zehn Jahre kannte und mit einer wohnte ich zuletzt zusammen« (Laila, 29/CH). Solche langjährigen Freundschaften zeigen, dass emotionale Nähe nicht an physische Präsenz gebunden ist. Beziehungen, die in der Kindheit entstanden sind, besitzen teilweise eine besondere Beständigkeit.

Auch ohne moderne Technik überdauerten manche Beziehungen zu Freund*innen widere Umstände. **Rosa** wohnt seit bald 60 Jahren in der Schweiz und konnte knapp 30 davon nur wenig Besuch aus ihrer Heimat empfangen: Sie verließ Anfang der 60er-Jahre die DDR. Rückblickend sieht Rosa jedoch keinen Mangel an Besuchen. »Wir haben sehr viel Besuch immer gehabt aus Deutschland« (Rosa, 95/DE). Während der Trennung wurden die Beziehungen postalisch aufrechterhalten. Rosa und ihr Mann versorgten Familie und Freunde u. a. mit fehlenden Gütern. »Am Anfang haben wir viel Päckchen geschickt in die DDR mit Nylonstrümpfen, mit Schokolade, Kaffee, alles, was es da nicht gab« (ebd.). Nach der Öffnung konnten sie endlich auch die alten Kontakte aus Ostdeutschland besuchen, was sie und ihr Mann sehr schätzten: »Mein Mann hat so viele Fotoalben gemacht, da ist nur Besuch drin« (ebd.).

Ulrich ist vor über 40 Jahren aus der Schweiz emigriert und auch er erhält heute noch Besuch: »[Ein Freund] kommt mich jedes Jahr in Hamburg besuchen und der fühlt sich hier sehr wohl« (Ulrich, 65/CH). Einige Freund*innen und Bekannte besuchen die Teilnehmenden regelmäßig und viele finden ebenfalls gefallen an deren Wohnorten. »Viele sind auch in der Zwischenzeit mehrmals oder einmal in Hamburg gewesen. Manche kommen wirklich ein bis zwei Mal im Jahr. Meine Familie auch, die finden das alle toll« (Sonja, 55/CH). Hamburg hat

19 Das Wahlrecht spielt auch in der Aushandlung der eigenen Identität eine Rolle, es wird entsprechend im Kapitel zur Zugehörigkeit in den Abschnitten zur nationalen und regionalen Zugehörigkeit (8.5.2. und 8.5.3.) erneut thematisiert.

als Großstadt viele Sehenswürdigkeiten und kulturelle Angebote und auch Berlin ist attraktiv als Reiseziel. Lailas Freund*innen besuchen sie daher öfters in Berlin, ihre Familie wiederum ist nur sehr selten zu Besuch – diese lässt sich besuchen. In Berlin oder Hamburg finden Freund*innen und Familie ein großes Angebot und damit auch Anreize, die übergesiedelten Personen zu besuchen. Sonja feierte in Hamburg ihre Hochzeit, wodurch ein großer Teil der Verwandtschaft zumindest einmal in Hamburg war. Richard schuf eine Tradition, indem er seine Freund*innen nach Zürich einlud: *»Alle Jahre habe ich Freunde aus Regensburg eingeladen, hier Weihnachtsmärkte in Zürich zu besuchen«* (Richard, 53/DE). Trotzdem haben die meisten Familien und auch Freund*innen jenseits der weggezogenen Person kaum Bezugspunkte zum Land und dem Wohnort, sie besuchen daher klar die Teilnehmenden.

Der Vorteil bei Gästen aus der Schweiz ist der Preisunterschied zwischen den Ländern, was Besuche finanziell attraktiv macht. Für Besucher*innen aus Deutschland sind die hohen Preise in der Schweiz eine große Hürde. Zwar können diese oft kostenlos bei den Teilnehmenden übernachten und letztere tragen auch andere Kosten zugunsten der Besuchenden, es entstehen dadurch jedoch Abhängigkeiten und veränderte soziale Beziehungen, die nicht alle Freund*innen und Verwandte akzeptieren wollen.

Mit zunehmendem Alter kommen zudem Mobilitätsaspekte ins Spiel. Während Martins Eltern noch mobil sind und den Sohn und die Enkel in Deutschland besuchen, ist die Reise für Martins Großeltern mittlerweile zu viel: *»Meine Großeltern natürlich nicht mehr, für die ist die Reise zu weit. Allerdings muss man bei meinem Großvater erwähnen, der ist mit 90 nochmal hier hochgereist«* (Martin, 33/CH). Damit stellt der Großvater jedoch eine große Ausnahme dar.

7.4.2 Besuche im Heimatland

Wir sind bis vor zwei, drei Jahren auch jedes Jahr über Weihnachten und Neujahr Skifahren gegangen und haben einen Verwandtschaftsbesuch gemacht. Jetzt sind meine Eltern gestorben, die Eltern meiner Frau leben nicht mehr und unsere Kinder kommen nicht mehr mit, aus naheliegenden Gründen, weil sie selbstständig sind. Und dadurch ist das etwas verwirrt. Aber ich mache noch regelmäßig so zwei Mal im Jahr drei, vier Tage in der Schweiz, besuche Verwandte, Bekannte aus der Studienzeit, schöne Gegend genießen, in den Thunersee baden gehen, ein bisschen so. Einfach so wie andere nach Skandinavien gehen, gehen wir in die Schweiz, aber mehr jetzt ausgesucht und nicht einfach als Pflichtübung (Thomas, 62/CH).

Der Besuch des Heimatlandes ist für fast alle Teilnehmenden beider Gruppen wichtig, sowohl als Verbindung zu Menschen als auch zu Lokalitäten. Besuche im Heimatland hängen oft mit der Verwandtschaft zusammen; verschwindet diese oder wird erwachsen und geht eigene Wege, fehlt ein wichtiger Grund für den Besuch. Feiertage bzw. Geburtstage sind ebenfalls ein wichtiger Anlass für Besuche. Hinzu kommen Aufenthalte jenseits von Freundschafts- und Verwandtschaftsbesuchen, sowohl beruflicher Natur als auch zur Erholung. Der Zweck des Aufenthaltes und die konkrete Ausgestaltung stehen in enger Verbindung zur Länge und Häufigkeit von Besuchen.

Die Mehrheit der Teilnehmenden geht ein- bis dreimal im Jahr für einige Tage ins Heimatland. »Pro Jahr versuche ich mindestens einmal, manchmal sogar zwei Mal, oder es kommt noch etwas dazwischen, zum Beispiel ein Geburtstag oder ein Jubiläum, dann fahre ich auch extra deswegen in die Schweiz« (Klara, 64/CH). Mindestens ein Besuch pro Jahr wurde oft als feste Absicht erwähnt, nach oben besteht jedoch etwas mehr Flexibilität. Gerade durch gestiegene Mobilitätsangebote sind auch längere Strecken, z.B. von Hamburg in die Schweiz, für kürzere Aufenthalte akzeptabel – zumindest für manche Teilnehmende. Für Ruth lohnen sich wiederum nur längere Aufenthalte, da sie aus Schleswig-Holstein mit dem Auto anfährt: »Wenn ich mal gehe, dann bleibe ich gleich 2–3 Wochen« (Ruth, 64/CH). Ruth fährt zu besonderen Familienanlässen in die Schweiz (wie zuletzt eine Hochzeit oder die Geburt eines Enkels). Sie ist jedoch bereits im Ruhestand und hat damit weniger zeitliche Einschränkungen. Auch Amalia konnte früher jederzeit mit ihren Kindern zu deren Großeltern fahren, während sie heute abhängig von den Schulferien ist. Die finanzielle Asymmetrie, welche Familie und Freunde teilweise davon abhält, Teilnehmende in der Schweiz zu besuchen, wirkt sich andersherum auch auf Besuche im Heimatland aus: »Dann kommen wir halt schnell an die Grenze, wo wir sagen, es ist verdammt teuer, wobei wir natürlich immer gratis bei Verwandten wohnen können« (Jessica, 70/CH). Aufgrund der finanziellen Belastung macht Jessica lediglich einmal pro Jahr einen einwöchigen Urlaub in der Schweiz.

Bei den Schweizer Teilnehmenden ist die Entfernung zur Schweiz vergleichsweise weit, entweder von Berlin, Hamburg oder Schleswig-Holstein, während deutsche Teilnehmende teilweise kürzere Distanzen zurücklegen. Dies beeinflusst auch die Häufigkeit der Besuche: »Frankfurt, da sind wir öfters. Da fährt man aber auch in dreieinhalb Stunden hin, das ist nochmal was anderes als Hamburg« (Alexandra, 33/DE). Alexandras Partner stammt aus Frankfurt, weswegen die Großeltern väterlicherseits mehr von ihren Enkeln haben als Alexandras Eltern in Hamburg. Als Ziel stehen fast ausschließlich bestimmte Orte und Regionen im Mittelpunkt, in denen die Teilnehmenden gewohnt haben oder aufgewachsen sind. »Die Berner Altstadt ist für mich alles andere als ein heimeliges Gefühl« (Romina, 38/CH). Romina, geboren und aufgewachsen in Basel, besucht ihre Heimatstadt mit Freunden und Familie, hat aber keine emotionale Bindung zu der Bundesstadt Bern.

Bei den Anlässen sieht man verschiedene Motivationen: Pflichtbesuche, Familienanlässe, Feiertage, Urlaub und Arbeit sind die meistgenannten. Unter Pflichtbesuchen verstehen die Teilnehmenden einerseits bestimmte feierliche Anlässe, bei denen ihre Anwesenheit erwartet wird, andererseits auch regelmäßige Besuche, die ebenfalls der Pflege sozialer Beziehungen dienen. »Wenn ich Ferien brauche, gehe ich nicht in die Schweiz. Das sind keine Ferien« (Alice, 59/CH). Alice verbringt sehr viel Zeit mit der Pflege sozialer Beziehungen; eine Cousine, ein Patenkind, eine Freundin der Mutter, gelegentlich einmal eine Schwester. Das Programm ist bereits festgelegt und sie eingespannt in diverse Aktivitäten, so dass sie nicht zur Ruhe kommen kann.

Neben persönlichen Anlässen sind staatliche bzw. kirchliche Feiertage oft mit einem Pflichtbesuch verbunden. Einige Städte, welche unter vermehrter Emigration leiden, sehen an solchen Feiertagen einen plötzlichen Anstieg an Aktivität (Ringel 2020: 57). Davon berichten teilweise auch die Handwerker, welche in ihrer Heimat keine berufliche Perspektive mehr vorfinden. Weihnachten bis Neujahr verbringen viele von ihnen mit der Familie im Heimatland, während andere Feiertage (Ostern, Nationalfeiertag etc.) kaum

relevant sind. Gemischte Paare mussten sich an Feiertagen meist entscheiden, ob sie im Heimat- oder im Zielland feiern wollten. Oft ist es aufgrund der Entfernung nicht möglich, beiden Familien gerecht zu werden. Demgegenüber gibt es auch Teilnehmende, die Feiertage vermeiden, da sich zu diesen viele Familienmitglieder versammeln: »Bei besonderen Anlässen habe ich die [engsten Familienmitglieder] ja in der Regel nicht für mich« (Paul, 53/DE).

Für andere sind die Besuche in der Heimat die Gelegenheit, den Kindern die eigene Heimat näher zu bringen. Klara hatte sich deswegen entschieden, ihren Urlaub oft in der Schweiz zu verbringen, als ihre Kinder noch jünger waren. Heute reist sie u.a. mit ihrer Tochter, dem Schwiegersohn und den Enkelkindern in die Schweiz: »Wir fahren jetzt gerade im August für zwei Wochen Bergwandern« (Klara, 64/CH). Martin hindern soziale Erwartungen wiederum daran, kindergerechte Ferien zu verbringen: »Dann bist du eine Woche lang, wenn du Pech hast, hast du zwei Termine an einem Tag und das ist für die Kinder einfach zu viel« (Martin, 33/CH). Der Terminkalender der Familie ist durch Treffen mit diversen Familienmitgliedern und Freund*innen ausgebucht, so dass wenig Freiraum für die Kinder bleibt. Obwohl die Kinder eine Motivation sind, die Heimat zu besuchen und die Beziehungen zu Familie und Freund*innen zu stärken, sorgt die enge Bindung bei Martin zu sehr vielen Erwartungen aus dem Umfeld. Mario reist wiederum ohne Familie und Kinder beruflich viel in die Schweiz: »Ich bin noch sehr häufig in der Schweiz, ich bin im Schnitt ungefähr alle sechs Wochen in der Schweiz, also kriegt man noch sehr viel mit, was da passiert« (Mario, 44/CH). Die kurzen beruflichen Reisen lassen ihm Zeit für den Austausch mit Freund*innen und Familie, ohne dass seine Kinder jedes Mal mit dabei sind.

Nur in den Urlaub, ohne jegliche soziale oder berufliche Verpflichtungen sowie Familienbesuche, gehen die Teilnehmenden im Heimatland nur selten: »Wenn ein Familienfest ist, fahre ich in die Schweiz« (Anna, 55/CH). Anna besucht lediglich ihre Familie und verbringt sonst kaum Zeit in der Schweiz. Die Schweiz kenne sie bereits ausreichend, daher ziehen sie nördliche Länder für einen Urlaub eher an. Auch wenn ein Besuch der Erholung dient, werden üblicherweise auch einige Treffen mit Verwandten oder Freund*innen eingeplant. Berufliche Verpflichtungen im Heimatland werden oft ebenfalls mit sozialen Treffen vereint. Michael fährt drei bis vier Mal im Jahr in die Schweiz, um seinen Sohn und seine Mutter zu besuchen. Wenn er für berufliche Verpflichtungen in der Schweiz weilt, kombiniert er dies mit einem Besuch der Familie.

Im Laufe der Zeit verändern sich auch die Besuchsgewohnheiten der Teilnehmenden. Gesundheitliche Einschränkungen halten einige der interviewten Personen teilweise gänzlich davon ab, ihr Heimatland zu besuchen. Rosa war mit 95 zwar noch mit dem Auto unterwegs und Martha traf ich mit ihren 83 Jahren auf einem Wanderausflug des Schweizer Vereins, trotzdem besuchen beide ihr Heimatland nicht mehr.

Dies hängt auch damit zusammen, dass ihre Bezugspersonen im Heimatland verstorben sind. »Es wird immer weniger. Ich habe kaum noch Tanten und Onkel, meine Schwester ist verstorben« (Martha, 83/CH). Diese Entwicklung sehen bereits jüngere Teilnehmende: »Seitdem meine Eltern tot sind, habe ich kaum mehr einen Bezug. Meine liebste Schwester ist auch gestorben im Jahr 2002 und zu den anderen Geschwistern habe ich keinen so großen Bezug« (Alice, 59/CH). Die sozialen Beziehungen stellen die wichtigste Verbindung zum Heimatland dar, welche im Alter natürlicherweise geringer werden.

Die Aussicht, die letzten Jahren der Eltern oder anderer Verwandten zu verpassen, drängt manche Teilnehmende zu vermehrten Besuchen. »Das veranlasst mich dann dazu, dass ich jetzt etwas öfters gehe« (Ulrich, 65/CH). Ulrich besucht seine 94-jährige Mutter nun drei, bis viermal im Jahr und bleibt bis zu einer Woche. Klara hat noch weitergehende Pläne: Im Ruhestand möchte sie trotz finanzieller Hürden mehr Zeit mit der Familie und alten Freund*innen in der Schweiz verbringen. Dafür will sie in einem Jahr für ein paar Jahre nach Süddeutschland, grenznah zur Schweiz, ziehen. Von da aus wird es ihr möglich sein, ihre Familie und Freund*innen zu besuchen, solange diese noch leben: »Meine Familie in der Schweiz ist endlich. Die sind alle viel älter als ich, ich bin die jüngste« (Klara, 64/CH). Einige Jahre später plant sie, nach Hamburg zurückzukehren, da dort ihr Lebensmittelpunkt liegt – allen voran ihre Kinder und Enkel*innen.

Kurz nach der Migration sind die Besuche oft zahlreicher, da es im Zielland an Netzwerken fehlt, diese im Heimatland jedoch gut ausgebaut sind. Entsprechend häufiger sind Besuche: »Am Anfang bin ich noch alle zwei Wochen nach Hause gefahren zu meinen Freunden dort« (Lisa, 33/DE). Parallel zu weiteren negativen Entwicklungen in ihrer Heimat in Rheinland-Pfalz – dem Landsterben und dem Wegfall von Infrastruktur – konnte Lisa mit der Zeit neue Netzwerke in der Schweiz aufbauen. Damit nahmen auch die Besuche in der Heimat ab. Auch Fabian ist früher jedes Quartal für eine Woche nach Deutschland gereist, sah aber, wie sich die Freundschaften auseinandergelebt haben: »Ist natürlich so ein bisschen aus dem Auge aus dem Sinn« (Fabian, 44/DE). Entsprechend verbrachte auch er langfristig mehr seiner Freizeit in der Schweiz und die Besuche wurden seltener. Grundsätzlich werden die Heimatbesuche mit der Zeit seltener, die Quantität der Besuche steht jedoch nicht zwingend in Verbindung zur Qualität der Beziehungen.

Ein weiterer spezifischer Grund für häufige Besuche im Heimatland sind Liebesbeziehungen: »Das Jahr Fernbeziehung bin ich 38-mal geflogen, also hin und her, und fünf oder sechsmal gefahren« (Paul, 53/DE). Eine ähnliche Intensität zeigte sich auch bei manchen Paaren in einer Fernbeziehung, bei denen schließlich ein Teil ins Nachbarland gezogen ist. Letztlich spielt auch eine enge Beziehung zu Familie und Freunden, und eine gute Prise Heimweh eine Rolle:

Es gibt schon Momente, wo ich meine Familie vermisste. Ich habe ein sehr enges Verhältnis zu meinem Bruder und zu meinen Eltern sowieso auch. Und da kommen schon Punkte oder Zeiten, wo ich sie vermisste. Wenn ich dann dort war, ist wieder gut. Ich konnte mit ihnen reden, mit ihnen auf dem Sofa sitzen und einfach, einfach ich selbst sein. Mich einfach gehen lassen, mich zuhause fühlen und geborgen fühlen. Und dann komme ich wieder hierher und dann bin ich wieder entspannter, ich war wieder zuhause (Laila, 29/CH).

Der Besuch im Herkunftsland kann trotz mancher Verpflichtungen auch eine Gelegenheit darstellen, in eine vertraute, warme und willkommen heißende Welt einzutauchen – eine Zeit, in der man Kraft schöpft und die eigenen Batterien wieder auflädt.

Grundsätzlich erleben die Schweizer Teilnehmenden bei Besuchen in der Heimat eher eine positive Nostalgie, während die deutschen Teilnehmenden vermehrt negative Entwicklungen feststellen. Dies entspricht den wahrgenommenen Veränderungen in Abschnitt 6.5. Nicht zuletzt sind fehlende Arbeitsplätze und eine verschwindende Infra-

struktur bereits Teil der Migrationsgründe für manche Deutsche. Diese negativen Entwicklungen sieht man laut Henning auch an den Gemütern der Menschen in seiner Heimat: »Wenn ich nach Hause komme, da wird so viel gemeckert, geschimpft, [...] man kriegt es mit, dass viel geschimpft wird, wundert mich nicht« (Henning, 53/DE). Seine Freunde beschwerten sich über die Arbeit und den Arbeitgeber, ohne dass sich über Jahre eine Verbesserung einstellen würde. Henning verbindet folglich keine positiven Emotionen mit der Heimat, er besucht dort lediglich seine alten Freunde und seine Partnerin. Bei anderen Teilnehmenden ist die Wahrnehmung nicht derart negativ, trotzdem wurden selten positive nostalgische Gefühle angesprochen. Von den deutschen Teilnehmenden macht kaum jemand in Deutschland Urlaub. Viktoria verneinte dies erst und ersann sich später eines Besseren: »Urlaub kam auch schon vor, eine Radtour an der Elbe vor zwei oder drei Jahren, eine Bootstour mit Freunden, Mosel und so, ne, schon noch Urlaub« (Viktoria, 58/DE).

Bei den Schweizer Teilnehmenden sieht man eine viel positivere Bewertung. »Wenn mal einmal in der Schweiz ist, fühlt man sich schon wohl. Man ist gerne dort und das genieße ich dann auch« (Michael, 60/CH). In den Narrativen taucht immer wieder eine gewisse Bewunderung der Natur auf: »Die letzten zwei, drei, vier Jahre sind wir wieder so ein paar Tage wandern gegangen in die Berge und da dachte ich schon, es ist ja sauschön« (Sonja, 55/CH). Sonja nahm sich wieder vermehrt Zeit, die Schweiz im Urlaub zu erleben. Die Berge symbolisieren für viele den Inbegriff von zuhause: »Wenn ich in Bern einfahre mit dem Zug und dann sieht man die Silhouette der Stadt und Eiger, Mönch und Jungfrau, da kommen mir manchmal fast die Tränen, vor allem wenn ich wieder wegfahre« (Annemarie, 37/CH). Es herrscht ein grundsätzlich besseres Bild der eigenen Heimat vor, was sich bei mehreren Teilnehmenden in Form von Heimweh zeigt: »Heimweh nach den Bergen, der Schokolade und dem Schnee, das ist immer ein Thema« (Annemarie, 37/CH). Annemaries Aussage ist eine Referenz zum Lied »Heimweh« der Schweizer Band Plüsch, welches im Detail die Sehnsucht nach dem eigenen Zuhause beschreibt. Die Berge als Objekt des Heimwehs finden sich bei vielen Teilnehmenden wieder u.a. auch bei Ruth in Form von »wunderschönen Wandermöglichkeiten« (Ruth, 64/CH). Sie vermisst die Berge, die weite Ferne in Schleswig-Holstein stand aber zumindest temporär in der Prioritätenliste weiter vorne.

Auch Annemarie anerkennt pragmatisch die Differenz zwischen der Schweiz, welche sie bei Besuchen erlebt, und der Schweiz als Bewohnerin: »So wie ich die Schweiz jetzt sehe, wäre sie wahrscheinlich nicht, wenn ich dort wohnen würde« (Annemarie, 37/CH). Einerseits sind die Teilnehmenden frei in ihrer Tagesgestaltung, können ihre Freunde besuchen und haben selten finanzielle Sorgen: »Wenn ich in die Schweiz gehe, bin ich Tourist. Ich besuche Familie, ich habe ein ganz freies Leben, ich habe keine Verpflichtungen. Ich kann in der Schweiz tun, was ich will, wenn ich unterwegs bin, habe keinen Tagesrhythmus, wo ich arbeite« (Jonas, 53/CH). Andererseits erinnern sich sowohl Annemarie als auch Jonas an frühere Arbeitsbedingungen. Annemarie hatte längere Arbeitstage und weniger Urlaub, zudem war die Kinderbetreuung schwieriger zu organisieren. Jonas musste täglich eine Stunde zur Arbeit pendeln, während er heute in fünf Minuten zum Theater gelangt: »Ich weiß, wie es früher war, wo ich jeden Tag [...] nach Zürich gependelt bin. Jeden Morgen eine Stunde in diesem blöden Zug, und dann wieder zurückfahren und denken: ja, ist das jetzt Schweiz?« (Jonas, 53/CH). Es wird ersichtlich, dass die Lebensrealität während eines Besuches nicht als Projektion dessen verstanden wird, wie das Leben im Heimatland bei einer Rückkehr aussehen würde (vgl. Kapitel 9).

7.5 Zufriedenheit: Eine Beurteilung der Gesamtsituation

Wenn man mit der Gesamtsituation nicht zufrieden ist, sollte man sich bewegen. Man sollte nicht lange bleiben und Depressionen bekommen, sondern man muss irgendwas ändern (Richard, 53/DE).

Die Zufriedenheit spiegelt einerseits eine Momentaufnahme, zugleich ist sie eingebettet in Erfahrungen und Zukunftsaussichten. Wie weit der Zeithorizont reicht und welche Erfahrungen einfließen, variiert individuell. Wie lange ist zu lange, wenn der Trend in die falsche Richtung geht, und welche Aspekte zählen wie stark in die Beurteilung der Gesamtsituation? Entscheidend ist weniger, ob »alles gut« oder »alles schlecht« ist, sondern welche Lebensbereiche im Zielland als lebenswert empfunden werden, und wie viel man selbst daran ändern will und kann. Die Beurteilung der Gegenwart hängt stark davon ab, worauf der Blick gerichtet ist und ob und inwiefern Teilnehmende die Möglichkeit sehen, unerwünschte Zustände zu ändern. Haben Interviewpartner*innen in der Vergangenheit bereits ähnliche Zustände bewältigt, stärkt dies die Überzeugung, es in Zukunft erneut tun zu können.

Sonja ist der Liebe wegen migriert und hat eine positive Sicht der Schweiz, welche sie bis heute bewahrt. Entsprechend viele Faktoren müssen in Hamburg positiv ausfallen, damit sie bleibt: ihr Partner, die sozialen Netzwerke, die Wohnsituation und ihr Alltag tragen alle ihren Teil dazu bei: *»Wenn das alles nicht wäre, dann würde es mich hier nicht halten«* (Sonja, 55/CH). Alle Teilnehmenden haben durch die Migration zumindest einmal den Schritt gemacht, ihr Leben an einem anderen Ort neu aufzubauen, daher stellt dies oft erneut eine Option dar, wenn die Lebensumstände zu negativ ausfallen. Bei vielen sieht man die Sicht auf die Vergangenheit, welche den Zukunftsaussichten zugrunde liegt. Fabian ist zufrieden, weil er den Weg in die Schweiz bisher nie bereut hat: *»Ich habe mich nie einsam gefühlt, ich war nie unzufrieden, habe nie Momente gehabt, wo ich dachte, oh, ich will wieder zurück. [...] Ich habe nie den Moment gehabt, wo ich es bereut habe«* (Fabian, 44/DE). Einerseits erwartet er in der nahen Zukunft keine negative Veränderung, andererseits könnte er in diesem Falle Schritte einleiten, seine Situation zu ändern.

Für andere ist die Beurteilung der eigenen Situation nicht so eindeutig, gerade wenn sie mehr Höhen und Tiefen durchlebten: *»Manchmal gefällt's mir hier sehr gut und manchmal hasse ich alles«* (Amalia, 44/DE). Amalia kam schwanger in die Schweiz und lebt 15 Jahre, eine Heirat, eine Scheidung und vier Kinder später immer noch dort. Sie könnte die Schweiz momentan auch nicht verlassen, wenn sie wollte: Sie ist im Scheidungsprozess und teilt sich das Sorgerecht mit ihrem Noch-Ehemann. Karl konnte seine berufliche Situation aufgrund aktueller Probleme nicht weitsichtig einschätzen und war eher auf die Gegenwart begrenzt: *»Das ist natürlich jetzt in der Situation gerade etwas schwierig«* (Karl, 56/CH). Der diplomierte Betriebswirt befand sich zur Zeit des Interviews in einem Schwebzustand, von dem er nicht mit Gewissheit sagen konnte, dass er bald enden würde. Bei von äußeren Einflüssen bedingten Umbrüchen oder Übergangsphasen ist es schwieriger, langfristige Prognosen zu tätigen und die grundsätzliche Zufriedenheit zu evaluieren. Ähnlich verhält es sich teilweise bei anderen Krisen, welche die Grundbedürfnisse gefährden: *»Da wacht man dann mit ganz anderen Gedanken am nächsten Tag im Krankenhaus auf«* (Richard, 53/DE). Wer gesundheitliche Probleme durchläuft oder mit dem Tod ei-

ner nahestehenden Person konfrontiert ist, schätzt selbstverständlich scheinende Dinge im Leben stärker. Dies zeigt sich auch in den Narrativen der Teilnehmenden, welche Zufriedenheit unabhängig von Ort, Geld, Status oder auch Migrationserfahrung positiv bewerteten, weil ihre Grundbedürfnisse gedeckt waren.

Viele dieser persönlichen Umstände und Schicksalsschläge haben keine Verbindung zur Migration, sondern sind Teil normaler Lebensgeschichten. Deutlicher wird der Hintergrund der Migration, wenn diese maßgeblich zur Zufriedenheit beigetragen hat. Der Beurteilung der Zufriedenheit liegt sehr oft ein Vergleich zugrunde; zur Vergangenheit, zu anderen Menschen, anderen Orten etc. Es braucht eine Referenz, um einschätzen zu können, wie zufrieden man ist. »Ich glaube, das war sehr gut genährter Boden, da war so viel Dünger für mich drin im Boden in Deutschland. Da bin ich hier gewachsen. Ich war ein Pflänzchen, dann ist das Pflänzchen nach Deutschland gebracht worden in diese Erde und hier konnte ich richtig wachsen« (Jonas, 53/CH). Bei Jonas sieht man den Vergleich von Deutschland zur Schweiz. Erst in Deutschland konnte er wachsen und fand seine Erfüllung. Zwar ist seine Aussage sehr metaphorisch, aus seinen Erzählungen geht jedoch klar hervor, dass er sowohl mit den persönlichen Beziehungen, im Beruf und auch in seinem physischen Lebensumfeld glücklich ist.

Bei Lisa sieht man wiederum den negativen Vergleich mit dem Fokus auf Deutschland:

Wenn ich nach Deutschland fahre, habe ich immer den direkten Vergleich, z.B., wenn wir jetzt spontan sagen wir gehen jetzt was essen. Hm, welches Restaurant hat denn noch offen beim Landsterben? Es ist sehr traurig nach Hause zu fahren, weil man sieht den Zerfall, gerade wenn man aus Westdeutschland kommt. Ich komme aus der Nähe von Kaiserslautern und viele wissen ja nicht, Kaiserslautern, ärmste Stadt Deutschland, Kusel, ärmster Landkreis Deutschlands²⁰ [...]. Viele denken ja ist im Osten, aber wenn man dann die Straßen sieht, wo man nicht mehr über die Straße fahren kann, weil so viele Schlaglöcher da sind, wo nichts gemacht wird, wo ein Restaurant nach dem anderen schließt. Mich würden keine 10 Pferde zurückbringen (Lisa, 33/DE).

Bei Lisa kommt nicht zwingend die Zufriedenheit mit ihrem Leben in der Schweiz zum Vorschein, sondern eher die Unzufriedenheit, welche sie in Deutschland bei Besuchen verspürt und schon früher verspürt hat. Daraus kommt im Kontrast die positive Bewertung der Schweiz mit einer intakten Infrastruktur. In diesem Beispiel zeigt sich, wie wichtig die erlebte Welt und damit die Regionalität ist. Lisa wohnte vor der Migration in die Schweiz bereits in Frankfurt und fand dort auch eine funktionierende Infrastruktur. Der Vergleichspunkt bleibt jedoch ihre regionale Herkunft, auch bei der Möglichkeit einer Rückkehr. Der regionale Referenzrahmen zeigt sich auch in anderen Interviews bei den Migrationsgründen, wo die Migration von Sachsen in die Schweiz dem Umzug nach Baden-Württemberg vorgezogen wird. Die wirtschaftliche Gesamtsituation Deutsch-

20 In einer Studie zur Lebensqualität deutscher Städte von 2018 landete Gelsenkirchen auf dem letzten Platz (401), die Stadt Kaiserslautern auf dem 289. Platz und der Landkreis Kusel auf dem 283. Platz. Als Faktoren wurden die Themenbereiche Arbeit und Wohnen, Gesundheit und Sicherheit sowie Freizeit und Natur miteinbezogen (Prognos 2018).

lands ist bei der individuellen Betrachtung und dem Vergleich sekundär, denn die eigene Erfahrung der regionalen Dynamik hat viel mehr Relevanz.

Je nach Lebensentwurf und Wohnort variieren auch die Aspekte, die zur Zufriedenheit beitragen. In ländlichen Gegenden wird die Naturnähe hervorgehoben, in der Stadt der Zugang zu kulturellen Institutionen. Die Freizeitgestaltung ist neben dem beruflichen Leben essenziell für die Zufriedenheit im gelebten Alltag. Bei Teilnehmenden mit Kindern spielt deren Zufriedenheit maßgeblich in die eigene Bewertung mit hinein. Daraus ergibt sich ein Gesamtbild: »Meine Kinder, mein Beruf. Ich habe hier eine Existenz, ich kann hier aus dem Vollen schöpfen. Und die Kultur; ich gehe gern [in diverse Hamburger Kulturstätten]. Ich finde, Hamburg ist eine geniale Stadt« (Alice, 59/CH). Zufriedenheit steht in enger Verbindung mit dem Alltag und alltäglichen Prozessen: »Mein Alltag stimmt. Ich habe ein soziales Netzwerk, ich habe hier meinen Freundeskreis, ich kann nicht klagen, es funktioniert alles. Der Alltag läuft einfach total reibungslos« (Annemarie, 37/CH). Bei den meisten Teilnehmenden wird dieser Alltag vor Ort mit bestehenden transnationalen Beziehungen ergänzt, durch welche die Verbindung ins Heimatland über Jahre aufrechterhalten wird. Die erwünschte Verbesserung des Lebensstils ist dann erreicht, wenn kleine alltägliche Zahnrädchen in einem großen Ganzen zusammenspielen.

7.5.1 Geld macht (nicht) glücklich

Jetzt habe ich beruflich ungefähr die gleiche Situation, die ich in Deutschland hatte, kann mir aber tatsächlich trotz der viel höheren Kosten hier eine Menge mehr leisten. [...] auch wenn man immer sagt, Geld allein macht nicht glücklich. Nein, natürlich macht es nicht glücklich, aber es beruhigt doch sehr, wenn man etwas sieht und sagt »das kaufe ich mir heute«, ohne erstmal aufs Konto schauen zu müssen (Paul, 53/DE).

Durch die ökonomische Asymmetrie sind finanzielle Aspekte ein wichtiger Bestandteil der Erfahrungen *beider* Gruppen, sowohl als Migrationsgrund als auch in der Lebens- und Zukunftsgestaltung. Der finanzielle Aspekt wird vielfach in den Narrativen hervorgehoben, weswegen es sich lohnt, genauer zu betrachten, ob finanzielle Aspekte kontinuierlichen Einfluss auf die Zufriedenheit der Teilnehmenden haben. Der Zusammenhang von Finanzen und Zufriedenheit wird von Teilnehmenden in beiden Gruppen ähnlich hergestellt, das Resultat ist jedoch ein anderes. Beide sind sich einig: Geld macht nicht glücklich. Bei den Schweizer Teilnehmenden heißt das in Konsequenz meist: Ich verdiene jetzt weniger, aber bin glücklich. Bei den deutschen Teilnehmenden bedeutet es: Geld *allein* macht nicht glücklich, aber ein gewisser Lebensstandard ist doch schön.

Auch Schweizer Teilnehmende sind verständlicherweise nicht glücklich, weil sie weniger verdienen. Durch die Migration haben sich bestimmte Dinge in ihrem Leben positiv verändert. Bei Joel musste sich die Beziehung zur Arbeit verändern, was mit dazu beiträgt, dass er heute weniger verdient als früher: »Ich verdiene einen Sechstel dessen, was ich vorher in der Schweiz verdient hab. Trotzdem kann ich sagen, es fehlt mir an nichts und ich bin glücklicher als vorher« (Joel, 38/CH). Joel war in der Schweiz derart absorbiert von seiner Arbeit, dass er noch nicht einmal zu Weihnachten Zeit mit seiner Familie verbracht hat, weil er nach Feierabend um 21 Uhr abends zu müde war. Auch sein Umfeld hat die positive Veränderung bemerkt: »Das Schönste war, als meine Mutter das letzte Mal meinte: ›ich

*sehe es schon, man muss gar nicht fragen, du siehst super aus». Das ist für mich das schönste Kompliment, was ich kriegen kann« (Joel, 38/CH). Theoretisch hätte Joel auch in der Schweiz seine Arbeitslast reduzieren und in Teilzeit arbeiten können, aber erst durch einen Zusammenbruch und den kompletten Ausbruch aus alten Strukturen konnte er gesündere Gewohnheiten aufbauen. Bei Joel spielt auch Berlin als Wohnort und die Beziehung zur Schwester eine wichtige Rolle. Gerade wenn jemand überzeugt ist, dass der eigene Lebensweg nur in Deutschland so verlaufen konnte, ist dies meist mit einer großen Zufriedenheit gekoppelt. Dies sieht man bei den Teilnehmenden deutlich, welche einem Herzensprojekt gefolgt sind, wie z.B. Jonas mit der Schauspielerei oder Adrian, der in Berlin schriftstellerisch tätig werden wollte. Dabei tritt der finanzielle Nutzen hinter persönliche Wünsche und Träume zurück. Auch bei Interviewten mit konventionelleren Berufen stehen materielle Güter in der Argumentation hinter Immateriellen: »Die Frage hat sich im Endeffekt nie gestellt, dass man aus materiellen Gründen etwas aufgibt, wenn man sich bei den immateriellen Faktoren so wohl fühlt« (Thomas, 62/CH). Aus den Narrativen wird deutlich, dass Schweizer*innen in Deutschland selten größere finanzielle Vorteile gewinnen, als dies in der Heimat möglich gewesen wäre. Der finanzielle Verzicht wiegt jedoch geringer als andere Vorteile. Lediglich die von mir interviewten Personen im ländlichen Schleswig-Holstein haben bei geringeren Löhnen aufgrund geringerer Preise eine relative Aufwertung ihrer finanziellen Situation wahrgenommen. Insbesondere der Wunsch nach einem eigenen Haus ließ sich dort eher verwirklichen als in der Schweiz.*

Bei den deutschen Teilnehmenden stellen die finanziellen Vorteile einen Teil des Gesamtpakets dar. Dadurch, dass viele dem gleichen Job nachgehen und sich ein neues Umfeld aufgebaut haben, bleibt der größere Verdienst aber ein auffällender Unterschied. Auch nach Abzug der höheren Lebenshaltungskosten behalten Arbeitnehmende in der Schweiz aufgrund geringerer Abgaben einen größeren Teil ihres Lohnes. Hohe Abgaben stellen insbesondere für Fach- und Führungskräfte einen Migrationsgrund dar (Prognos 2007: 27). In der Erweiterung sind die geringeren Abgaben in der Schweiz ein Bleibegrund²¹. Paul hat sich in der Schweiz ein sehr privilegiertes Leben aufgebaut: Er wohnt in einer schönen Wohnung mit großer Terrasse, besitzt ein Auto und zwei Motorräder und kann jeden Tag im Restaurant essen gehen, ohne sich Sorgen zu machen. Seine finanzielle Situation ist nicht der Grund für seine Zufriedenheit, wie im Eingangszitat demonstriert, sie steht aber auch in keinem Widerspruch dazu. Um dies zu erreichen, musste er weder in einer Hierarchie aufsteigen noch mehr arbeiten als früher.

Vielen anderen deutschen Teilnehmenden geht es ähnlich: »Ich habe jetzt einen Job gefunden, der relativ gut bezahlt ist, und in Deutschland was zu finden [...], was adäquat gleich bezahlt ist, wird nicht einfach« (Maja, 37/DE). Insbesondere Teilnehmende, welche im Niedriglohnssektor oder in schlecht bezahlten Branchen arbeiteten, bemerken starke finanzielle Unterschiede. Der Verdienst wird durch eine Aufwertung bestimmter Berufe besser, ohne dass sich das berufliche Profil der Teilnehmenden verändert hätte. Hinzu kommt eine höhere Inflation, welche Menschen mit geringeren Einkommen mehr zusetzt. Soziale Unterschiede zeigen sich auch beim Sparpotenzial, da gerade geringere Einkommen verhältnismäßig hoch besteuert werden (Sabin 2022, Bundesamt für Statistik 2018).

21 Das Thema Sozialabgaben und Steuern wurde im Abschnitt zum Sozialstaat (6.3.6.) bereits thematisiert.

Maja kam der Liebe wegen in die Schweiz und hat sich inzwischen ein Umfeld erarbeitet, welches sie zufriedenstellt. Die finanziellen Vorteile kamen als Bonus, nach dem sie nicht gestrebt hat. Trotzdem stellen die Finanzen, in Form eines gewissen Lebensstandards, für sie einen Bleibegrund dar: »Der Lebensstandard, man möchte ihn eigentlich nicht wirklich aufgeben« (Maja, 37/DE). Da sie den gleichen Lebensstandard in Deutschland mit ihrem Beruf nicht erreichen könnte, werden die verbesserten Finanzen in der Schweiz zu einem Grund der Zufriedenheit.

Eine absolute Minderheit gewichtet finanzielle Gründe derart stark, dass sie eine fehlende Zufriedenheit in anderen Aspekten überlagern könnte. Gefragt, ob er in der Schweiz zufrieden ist, antwortet Henning kurz: »mh, nein« (Henning, 53/DE). Mit der Gesamtsituation ist Henning unzufrieden, dies erstreckt sich aber nicht auf alle Lebensbereiche: »Naja, arbeitsmäßig ist gut« (ebd.). Für ihn bilden das gute Einkommen in der Schweiz und entsprechend fehlende Optionen in Deutschland den Migrations- und Bleibegrund, welche fehlende soziale Kontakte übertrumpfen. »Ich wäre glücklicher, wenn das Umfeld hier stimmen würde« (ebd.). Für ihn ist dies ein pragmatisches Abwiegen verschiedener Optionen, da er in Deutschland auch nicht zufriedener wäre. Für Henning ist es momentan keine Option sich zu bewegen; er arbeitet auf den Ruhestand zu, welchen er in finanzieller Stabilität mit seiner Partnerin voraussichtlich in Südeuropa erleben möchte. So lange harrt er in der Schweiz aus.

Die Mehrheit der Teilnehmenden hat sich ein Leben im Zielland aufgebaut, welches für sie lebenswert ist. Meist sind es keine singulären Gründe, sondern eine Verflechtung vieler positiver Aspekte, weswegen der Lebensmittelpunkt weiterhin im Zielland liegt. Die Wohnsituation, ein stabiles und aktives Leben im Zielland, familiäre und freundschaftliche Beziehungen ins Heimatland und eine gut versorgte nächste Generation wirken alle auf die Gesamtzufriedenheit. Einzelne Aspekte können zeitweise fehlen, ohne die Zufriedenheit negativ zu beeinflussen, längerfristig führt dies aber zur Unzufriedenheit. Inwiefern dies auch die Zukunftspläne beeinflusst, wird in Kapitel 9 genauer betrachtet.

7.6 Zwischenfazit: Privilegierte Lebensstile

In der Lebensgestaltung wird deutlich, dass viele Teilnehmende dieser Studie immaterielle Aspekte verfolgen, was einhergeht mit Erkenntnissen anderer Studien zu Lebensstilmigration (Benson/O'Reilly 2016: 1–6). Gleichwohl stehen immaterielle Aspekte in Verbindung mit ökonomischem Kapital. Viele Teilnehmende können sich z.B. das Leben in attraktiven und von Gentrifizierung betroffenen Stadtteilen leisten, was ihr relatives ökonomisches Privileg verdeutlicht (Benson/O'Reilly 2009: 620).

Bei der Suche nach dem perfekten Zuhause wird die gleichzeitige Nähe zur Natur und städtischer Infrastruktur verfolgt. Eine gute Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel, ein kurzer Arbeitsweg, Einkaufsmöglichkeiten für den täglichen Bedarf sowie gute Schulen für Kinder sind wichtige Elemente. Auch die soziale Einbettung in eine freundliche Nachbarschaft sind den Teilnehmenden wichtig. Während in Schleswig-Holstein und der Schweiz die Nähe zur Natur und naturnahe Freizeitaktivitäten hervorgehoben werden, sind es in Berlin und Hamburg überdies kulturelle Angebote, welche die Städ-

te besonders lebenswert machen. Diese Aspekte werden entsprechend auch als Teil der alltäglichen Lebensgestaltung erwähnt.

Beim Kauf von Eigentum rücken pragmatische finanzielle Betrachtungen in den Fokus. Teilnehmende mit Kindern oder dem Wunsch, eine Familie zu gründen, verfolgen am ehesten den Wunsch eines eigenen Hauses oder haben diesen in der Vergangenheit bereits erfüllt. In Hamburg oder Berlin sind die Preise für Immobilien vergleichsweise hoch, entsprechend besitzen Teilnehmende eher Eigenheime am Stadtrand. Schleswig-Holstein bietet für Kaufinteressierte aus der Schweiz aufgrund niedriger Kosten und der ökonomischen Asymmetrie die besten Bedingungen. Im Kontrast dazu gestaltet sich der Hauskauf für deutsche Teilnehmende in der Schweiz schwierig. Gleichzeitig äußern sich insbesondere jüngere Personen vermehrt kritisch und zweifeln Lebensentwürfe an, deren Ziel den Hauskauf beinhaltet. Dies geht einher mit postmateriellen Werten, welche sich sowohl bei den postmateriellen Milieus als auch beim expeditiven und neo-ökologischen Milieu sowie bei den digitalen Kosmopoliten finden lassen (Flaig/Barth 2023: 21).

Für Teilnehmende mit Kindern oder einem Kinderwunsch rücken Aspekte der Kinderbetreuung und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in den Mittelpunkt. Die bessere staatliche Versorgung in Deutschland wird deutlich hervorgehoben, welche im Kontrast steht zu individuellen Lösungen in der Schweiz. Das Verständnis eines teilweise fremden Schulsystems bringt viele Herausforderungen für Eltern mit sich; entgegen der Befürchtungen von Castro-Martin und Cortina (2015: 121) führt dies jedoch nicht zu einem geringeren Bildungsniveau der Kinder. Eltern investieren erhebliche Ressourcen, um das Wohl ihres Kindes zu fördern und dessen Erfolgchancen auch bei einer möglichen Remigration zu sichern. Eltern versuchen zudem Kindern bestimmte Traditionen zu vermitteln und sie mit materiellen Gütern und Medien aus dem Heimatland vertraut zu machen. Hier werden traditionellere Werte, ein Sicherheitsbedürfnis und teilweise eine Erfolgsorientierung deutlich.

Besuche aus dem und im Heimatland sind wichtige Ergänzungen für Eltern mit Kindern, stellen aber auch für andere Teilnehmende einen essenziellen Teil der Lebensgestaltung dar. Die Besucher*innen haben oft kaum Bezugspunkte zu den Orten, die über die besuchte Person hinausgehen. Ähnlich zeigt sich, dass Teilnehmende vermehrt ihre früheren Wohnorte und die dort lebenden Freund*innen und Familie besuchen. Besuche im Heimatland erfolgen entsprechend oft an Geburts- oder Feiertagen. Während einige Teilnehmende explizit keinen Urlaub im Heimatland machen, da Besuche mit zu vielen Verpflichtungen einhergehen, stellt der Urlaub für andere eine gute Gelegenheit dar, die eigenen Batterien wieder aufzuladen.

In der Zufriedenheit der Teilnehmenden zeigt sich, dass es oft eine Verstrickung diverser Aspekte der Lebensgestaltung und viele erfolgreiche Kleinprojekte sind, welche zu einer positiven Beurteilung führen. Viele Teilnehmende fanden im Zielland ein Leben, welches ihre Bedürfnisse abdeckt und im Vergleich zum Leben vor der Migration eine Verbesserung darstellt. Diese Narrative verdeutlichen den Kontrast der durch die Migration gewonnenen Lebensqualität, welche auch bei Benson und O'Reilly thematisiert wird (2009: 610). Für die Bewertung der eigenen Zufriedenheit sind sowohl materielle als auch immaterielle Aspekte relevant; nur bei einer verschwindenden Minderheit können positive materielle Werte negative immaterielle Aspekte ausgleichen. Fehlende soziale

Netzwerke im Zielland können auf Dauer nicht mit einem überdurchschnittlichen Verdienst aufgewogen werden.

Aufgrund der hinzugewonnenen Kaufkraft deutscher Migrant*innen in der Schweiz nehmen materielle Werte und der Konsum bei diesen Teilnehmenden mehr Gewicht ein – auch wenn Geld keinen Motivator darstellt. In den Narrativen wirkt zudem die Eigenverantwortung zentral, was sich nicht zuletzt in der eigenen Migration widerspiegelt. Beides spricht für eine Zuordnung zum Milieu der Performer (Flaig/Barth 2023: 21), was jedoch einen Teil der Gruppe außen vor lässt, welcher nicht der oberen Mittelschicht oder der Oberschicht angehört. Bei den Milieus der Mitte wird lediglich bei der adaptiv-pragmatischen Mitte das Konsumverhalten thematisiert.

Schweizer Interviewpartner*innen betonen ihre Zufriedenheit trotz finanzieller Einbußen. Hinsichtlich der Milieus würde dies darauf hindeuten, dass postmaterielle Werte vermehrt vertreten sind. In Berlin und Hamburg finden sich entsprechend diverse Personen, welche alternative Lebensentwürfe und immaterielle Werte verfolgen. Dies geht teilweise einher mit entsprechenden Migrationsgründen wie dem Verfolgen einzigartiger Karriereoptionen, der Migration an spezifische Orte oder der Suche nach Abenteuer (vgl. Kapitel 5). In Kombination dieser Aspekte zeigt sich im Schweizer Sample eine Tendenz zum Milieu der Postmateriellen wie auch zu den digitalen Kosmopoliten (Flaig/Barth 2023: 21).